

Sprachkreis Deutsch / Bubenberg-Gesellschaft Bern



Mitteilungen 3/2019

bernerland.ch oder sprachen.be

Werden Sie Mitglied des Sprachkreises Deutsch und unterstützen Sie damit unsere Tätigkeiten durch Einzahlung von CHF 40 auf unser Postkonto 30-36930-7, bitte mit Angabe Ihres Namens und Vornamens, Ihrer genauen Adresse und mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“.

ANMELDUNG ZUR MITGLIEDSCHAFT IM VEREIN SPRACHKREIS DEUTSCH / BUBENBERG-GESELLSCHAFT BERN

Ja, ich möchte Mitglied des Sprachkreises Deutsch werden und unterstütze die Vereinsarbeit.

Wir setzen uns für die Geltung und den sorgfältigen Gebrauch der deutschen Sprache in ihrem angestammten Verbreitungsgebiet ein. Hochdeutsch und Mundart liegen uns gleichermaßen am Herzen.

Wir legen Wert auf eine hochwertige Sprachbildung in der Muttersprache und setzen uns für guten Unterricht in einer zweiten Landessprache an der Volksschule ein.

Wir fördern den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften in unserer viersprachigen Schweiz und befürworten Zweisprachigkeit in Regionen an der Sprachgrenze.

Wir tragen dazu bei, dass Anglizismen und Amerikanismen überlegt und mit Maß ins Deutsche eingebaut werden und dass für viele dieser englischen Wörter gute deutsche Entsprechungen gefunden und verbreitet werden.

Anmeldung am einfachsten direkt durch Zahlung von CHF 40 an SKD, Postkonto 30-36930-7, bitte mit Angabe Ihres Familien- und Vornamens, Ihrer Postadresse und evtl. Ihrer E-Post-Adresse sowie mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“.

Mit E-Post oder Briefpost:

Anmeldung per Email an info@sprachkreis-deutsch.ch oder per Briefpost an Sprachkreis-Deutsch, 3000 Bern.

Titelblatt: Blick vom Nägelisgrätli nach Westen ins Berner Oberland

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Inhalt dieses Heftes	1
Die Mär vom Rechtschreibfrieden	2
C. F. Meyers „Friede auf Erden“ im <i>Schweizer Lesebuch</i>	9
CH4, das neue mehrsprachige Schweizer Lesebuch, nimmt Gestalt an.	12
Ist neu immer besser?	15
Kritische Fragen zu den Schulreformen	15
Buchbesprechung: <i>Eine Kultur schafft sich ab</i>	24
Wettbewerb: Erkennen Sie die Mundarten?	26
„Vielleicht“ – oder die Bescheidenheit im Bundesrat	32
Deutsche Rechtschreibung – vom Kadavergehorsam zur Vernunft	33
Impressum	37

Diesem Heft liegt ein Einzahlungsschein bei.

Bitte unterstützen Sie den Sprachkreis Deutsch mit einem finanziellen Beitrag! (PC 30-36930-7)

Voranzeige:

Die Jahresversammlung 2020 des Vereins findet am 14. Februar 2020 um 14.00 im Raume Bern statt. Einzelheiten folgen in einem Rundschreiben an die Mitglieder.

ZUM INHALT DIESES HEFTES

Die Leidensgeschichte der deutschen Orthographie

Prof. Rudolf Wachter von der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK) zeichnet die Geschichte der Auseinandersetzungen um die sog. Rechtschreibreform von 1996 nach. Er zeigt die Schwächen dieser Reform auf, verweist aber auch auf Erfolge in der Schadensbegrenzung. Das Ziel einer allgemein anerkannten sinnvollen Rechtschreibung ist jedoch noch nicht erreicht. Es geht am Ende nicht anders, als dass die Politik reinen Tisch macht.

Ein weiterer Beitrag am Ende des Heftes kommt zu einem ähnlichen Schluss: Wir müssen von einem chaotischen, politisch verordneten Unsinn wegkommen und zurück zu einer vernünftigen Rechtschreibung gelangen.

Das neue Schweizer Lesebuch

Peter Glatthard hat seit einigen Jahren Vorarbeiten für eine Anthologie der Schweizer Literatur gemacht, in welcher den deutschen Originaltexten jeweils eine französische Übersetzung gegenübergestellt wird, den französischen, italienischen und romanischen Beispielen eine deutsche Version. Wir erfahren, wie weit das Projekt gediehen ist, und bekommen auch eine weitere Kostprobe vorgestellt.

Ist neu immer besser? Gedanken zum Lehrplan 21

In einem Beitrag, der auf einen Vortrag zurückgeht, übt Prof. Mario Andreotti grundsätzliche Kritik am Lehrplan 21 und begründet, warum davon wieder abgerückt werden soll.

Anschließend wird ein Buch besprochen, in welchem Prof. Andreotti gesellschaftskritische Glossen herausgegeben hat.

Wettbewerb: Mundarten erkennen

Finden Sie heraus, in welchen regionalen alemannischen Dialekten die Textausschnitte geschrieben sind. Vielleicht erkennen sie in einigen Fällen, wer das geschrieben hat. Unter den Verfassern sind übrigens zwei Frauen.

Empfehlungen der ECRM des Europarates zum Schutze der deutschsprachigen Minderheiten in der Schweiz (*affaire à suivre*)

Sofortmaßnahmen:

- 1. kantonale und/oder kommunale Gesetze erlassen über die öffentliche Verwendung des Deutschen in den Gemeinden, wo Deutsch eine Minderheitssprache ist.*
- 2. Darüber wachen, dass im Falle von Gemeindefusionen örtliche Reglemente und Praktiken zugunsten des Deutschen bewahrt oder in gleichwertiger Weise eingeführt werden, wie etwa für Bosco Gurin und Grand Fribourg/Großfreiburg.*

Weitere Maßnahmen:

- 3. Deutschunterricht auf Vorschul- und Volksschulniveau in jenen Gemeinden sicherstellen, wo Deutsch Minderheitensprache ist.*
- 4. Ein Organ schaffen, welches die zuständigen eidgenössischen und kantonalen Behörden berät in Fragen, welche das Deutsche als Minderheitensprache betreffen.*

DIE MÄR VOM RECHTSCHREIBFRIEDEN

*Rudolf Wachter*⁵

Im Jahre 1996 haben die Kultusminister Deutschlands, Österreichs und der Schweiz (hier: EDK) einen grossen Fehler begangen: Sie haben die sogenannte Rechtschreibreform 1996 in Kraft gesetzt. Dies geschah auf Anraten einer «Kommission für Rechtschreibfragen», in der ein Dutzend Germanisten sassen, die seit 1977 auf ihre Stunde gewartet hatten, unter sich jedoch heillos zerstritten waren. Wie Aussteiger berichtet haben, beschloss die Kommission über die zahllosen vorgeschlagenen Reformpunkte per Mehrheitsentscheid. Dabei gab es, wie in den Parlamenten, Lobbying- und Koalitionseffekte: Stimmst du für meinen Vorschlag, unterstütze ich den deinen. Dass dabei schliesslich eine völlig konzeptlose «Reform» übriggeblieben ist, verwundert nicht. Dies müssen einige Minister noch gemerkt haben. Der Germanist Theodor Ickler, Kritiker der ersten Stunde, berichtete in der FAZ vom 10.11.2000 (Nr. 262, S. 44): «Am 1. Juli 1996 sollen die Kultusminister der deutschsprachigen Länder gezögert haben, ihre Unterschrift unter die Absichtserklärung zur Durchführung einer offenkundig unausgereiften Rechtschreibreform zu set-

⁵ Eine Kurzfassung dieses Textes wurde unter dem Titel «Ein peinlicher Fall von Umweltverschmutzung» publiziert in: «Kultur und Ökologie. Festschrift zum 75. Geburtstag von Beat von Scarpatetti», hg. von Kurt Meyer und Manfred Welti, Binningen 2016, 175–182.

zen. Erst als eine der anwesenden Personen einwarf, Bertelsmann habe schon gedruckt, unterschrieben sie. Tatsächlich lag am nächsten Morgen die «Neue deutsche Rechtschreibung» des Medienkonzerns in allen Buchläden.» Icklers Darstellung wurde nie dementiert, auch nicht, dass ein Hauptzweck der Reform gewesen war, dem Duden das in jahrzehntelanger, diskreter und aufwendiger Arbeit wohlverworbene «Monopol» an der deutschen Rechtschreibung zu entreissen und dieses – und damit die Hoheit über ein wichtiges Stück Sprache – in die politische Exekutive zu holen.

Der Sturm der Entrüstung in der gesamten Bevölkerung war gewaltig und anhaltend.⁶ Zahlreiche Wissenschaftler zeigten schonungslos mit den Fingern auf die Mängel und Fehler der Reform. Die von dieser verursachte «Verschmutzung» in der schriftlich festgehaltenen deutschen Sprache wurde sofort deutlich sichtbar, da sich viele – wohl nicht selten aus Frustrationen, die noch aus der Schulzeit stammten, – blindlings in die Neuerungen stürzten, viele andere aber nicht daran dachten (und denken), sich an die neuen Regeln zu halten. Tatsächlich versucht die Reform, zwei langfristige Entwicklungstendenzen der deutschen Rechtschreibung umzudrehen, indem sie unter dem Strich zurück zu mehr Gross- und mehr Getrenntschreibung geht. Dass diese Stossrichtung kaum Erfolg haben konnte, war sogleich abzusehen, zumal sie

⁶ S. den Wikipedia-Artikel «Reform der deutschen Rechtschreibung von 1996».

nicht einmal in kohärenter Weise umgesetzt wurde (neu waren z. B. auch *hungers sterben*, *an Eides statt*, *irgendjemand*, *zurzeit*). Wie diese Reform das Schreiben vereinfachen sollte – denn so lautete der Anspruch, mit dem sie auftrat –, war nicht einzusehen. Aber die Politik stellte auf stur und beharrte auf der beschlossenen Verbindlichkeit der Reform für die Verwaltung und die Schulen. Zahllose Erlasse und Dienstanweisungen, interne Vorschriften in Tausenden von Behörden und öffentlichen Institutionen, aber auch in Unternehmen, Verlagshäusern usw. zeugen davon. (Was das kostet!) Zur Besänftigung der Gemüter und zur Korrektur der ärgsten Fehler wurde 1997 eine «zwischenstaatliche Kommission» eingesetzt, in der allerdings zum grossen Teil wieder dieselben Wissenschaftler bzw. ihre Schüler sass(en).⁷ Als Korrekturvorschläge von dieser Kommission (wen wundert's?) nur sehr zögerlich kamen und verschiedene Medien, z. B. die FAZ, die Geduld verloren und zur herkömmlichen Schreibung zurückkehrten, während andere, z. B. die NZZ, Hausregeln schufen, wurde die Kommission 2004 kurzerhand abgesetzt und neu ein über 40köpfiger «Rat für deutsche Rechtschreibung» eingesetzt. Dieser legte 2006 eine modifizierte Version der letzten «amtlichen Regelung» von 2004 vor. Einige der verfehltesten Reformschreibungen wurden darin stillschweigend

⁷ S. den Wikipedia-Artikel «Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung», aus dem die Mitglied-, aber nicht die Seilschaften ersichtlich sind.

wieder gestrichen, aber solche Fälle sind an einer Hand abzuzählen. Bei sehr vielen Neuschreibungen, die auch nach zehn Jahren noch kaum Akzeptanz gefunden hatten, wurde kurzerhand die herkömmliche Schreibweise als «Variante» wieder gestattet. Dies wurde dann von den Politikern als grandioser Fortschritt gefeiert. Sie proklamierten, nun sei der Rechtschreibfriede wiederhergestellt. Das war reine Augenwischerei, in Wirklichkeit war dies der zweite Kapitalfehler dieser unseligen Reform, denn eine Rechtschreibung taugt nur, wenn die unentschiedenen Fälle verschwindend selten und seit längerem in natürlichem Übergang begriffen sind (z. B. *tendentiell* → *tendenziell*, ein Fall, der nichts mit der Reform 1996 zu tun hat). Hier aber wurden durch die sogenannten «Varianten» Hunderte solcher Fälle per Dekret geschaffen! Der Grund für die halbhatzige Reform der Reform ist klar: Auch im «Rat» sass(en) und sitzen) noch immer die vehementesten Reformer, und diese stemmen sich mit aller Kraft gegen echte Korrekturen an «ihrer» Reform.

Aus der neuen amtlichen Regelung 2006 bedienen sich seither die Wörterbücher: Duden – wegen langjähriger personeller Verquickung – zunächst betont reformfreundlich, Wahrig (Bertelsmann) dagegen eher herkömmlich. Pikanterweise gehören beide seit 2009 Cornelsen. Wahrig wurde nach der letzten Ausgabe 2011 im Jahre 2014 eingestellt. Duden existiert weiter, krankt aber an dem schweren Makel, seine Unabhängigkeit 1996 der Reform geopfert zu haben. (Was würde wohl sein kluger Gründer Konrad Duden dazu

sagen?) Gerettet hat sich der Verlag dadurch, dass er sich vor der Übernahme 2009 nochmals kräftig in Szene gesetzt und abgesahnt hatte, und seit 2009 profitiert davon Cornelsen: In den zwanzig Jahren seit der Reform ist durchschnittlich alle dreieinhalb Jahre (1996, 2000, 2004, 2006, 2009, 2013, 2017) eine Neuauflage des Rechtschreibbuchs erschienen, vorher waren es jeweils sechs oder sieben Jahre gewesen. Die genauen Auflagezahlen werden zwar von jeher geheimgehalten, sicher ist aber, dass diese Reform- und Reform-der-Reform-Auflagen noch viel höhere Verkaufszahlen generierten als die früheren, denn nun änderte sich ja von Mal zu Mal mehr als vorher in fünfzig Jahren. (Was das wiederum die Bevölkerung, die Schulen und die Ämter kostete!) Vom «Rat für Rechtschreibung» aber hat man, obwohl seine gut 40 Mitglieder regelmässig tagen, seit dem modifizierten Regelwerk von 2006 praktisch nichts mehr gehört – abgesehen von einer 2010 erfolgten Abschaffung eines guten Dutzends erfolgloser Eindeutschungen (z. B. *Kreme* und *Krem*), einer geradezu lächerlichen Korrektur angesichts der misslichen Gesamtlage. Der «Rat» ist handlungsunfähig und deshalb irrelevant.

Die Misere hält an

Am meisten leiden die Schüler (und ihre Lehrer) unter der leidigen Situation. Zuerst, zwischen 1996 und 1998, mussten sie umlernen, dass *Es tut mir leid* fortan mit grossem L zu schreiben sei. 2006 wurde diese Schreibweise wieder verboten. (Die Kommunikation war aber nun so «diskret», dass das zu vielen bis heute nicht durchgedrungen ist!) Ebenso muss-

ten sie 1996 Hunderte von Adjektiven und Verben umlernen, die neu getrennt zu schreiben waren, z. B. *wohl bekannt*, *so genannt* (aber abgekürzt nur *sog.!*), *frisch gebacken*, *auseinander gehen*. An den vier Beispielen lässt sich schön zeigen, wo der Rückbau der Reform steckengeblieben ist: bei *frischgebacken* und *auseinandergehen* ist der Rückbau komplett, bei *wohl bekannt* und *so genannt* gibt es die falsche Getrenntschreibung noch, wird die Zusammenschreibung aber immerhin schon empfohlen. Bis heute ist jedoch aus Reformerkreisen nicht der Pieps eines Eingeständnisses erfolgt, dass *Dies ist dir ja wohlbekannt* semantisch nicht dasselbe ist – und auch nicht gleich ausgesprochen wird – wie *Dies ist dir ja wohl bekannt* und dass die beiden deshalb auch unterschiedlich geschrieben werden sollten, so wie dies in herkömmlicher Schreibung der Fall war. Und für einen *frischgebackenen Doktor* oder *Ehemann* wird zwar inzwischen die Reform-Getrenntschreibung nicht einmal mehr aufgeführt, aber ein *frisch gebackenes Brötchen* darf laut Duden auch *frischgebacken* geschrieben werden. Die klare, logische und einfache herkömmliche Regelung («konkret: getrennt; übertragen: zusammen») ist also noch immer nicht ganz wiederhergestellt. Man negiert somit bis heute, dass die herkömmliche Regelung besser war, und lässt bewusst einen Teil der «Verschmutzung» bestehen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es hinter den Kulissen zugeht, wenn im «Rat» von Zeit zu Zeit einer vorzuschlagen wagt, man möge doch diesen letzten Rest Unklarheit aufgeben und wieder ganz die herkömmliche Regelung propagieren!

Von den ungünstigen Schreibungen wieder abzurücken fällt allen, die sich für die Reform stark gemacht hatten, schwer. Wer gibt schon gerne eigene Fehler zu! Auch Duden lässt sich entsprechend widerwillig zur Vernunft bringen: Die gedruckte Ausgabe von 2009 empfahl bei *Strom sparend* (und auch *Raum sparend*) immer noch die Reform-Getrennschreibung, bei *energiesparend* aber bereits wieder die herkömmliche Zusammenschreibung. Bald darauf kehrte die Online-Fassung auch bei *strom-* und *raumsparend* zur herkömmlichen Zusammenschreibung zurück, so dass die gedruckte und die Online-Version ein paar Jahre lang Unterschiedliches empfahlen. Erst seit der gedruckten Ausgabe von 2013 ist die Zusammenschreibung wieder die einhellige Empfehlung. So kehrt das berühmte Referenzwerk klammheimlich, Schrittchen für Schrittchen, zur herkömmlichen Schreibung vor 1996 zurück. Dies geschieht jedoch auf völlig intransparente Weise: Erstens ist die Tendenz zur Rückkehr noch nie klar offengelegt worden. Zweitens läuft auch dieser Prozess noch inkonsequent ab: Obwohl *furchterregend* längst wieder zusammengeschrieben empfohlen wird, ist die herkömmliche Schreibung *furchteinflössend* bis heute nur als Nebenform geduldet. Derartiges gibt es zuhauf. Duden ist nicht mehr – oder jedenfalls noch längst nicht wieder – die Autorität, die er bis zur Ausgabe 1991 verdientermassen war. Er müsste sich unabhängig machen, aufrichtig Abbitte leisten und dann kräftig durchgreifen! In seiner aktuellen Verfassung ist er dazu unfähig, denn das Privileg der amtlichen Regelung

ist ihm durch die Reform entrissen worden. Er gebärdet sich nach wie vor wie eine Autorität, rennt aber in Wahrheit nur noch hinterher.⁸

Wo stehen wir heute?

Die Lösung der verfahrenen Situation wäre im Grunde genommen ganz einfach; so, wie die Lage ist, muss sie aber von anderer Seite kommen. Analysieren wir, wo wir heute stehen! Wir haben soeben gesehen, dass sich die herkömmliche Zusammenschreibung, weil sie seit 2006 in gleichberechtigter Konkurrenz zur Reform-Getrennschreibung steht, allmählich wieder durchsetzt. Dagegen herrscht im zweiten grossen Reformbereich, der Gross- und Kleinschreibung, nach wie vor Nulltoleranz gegenüber den herkömmlichen Schreibungen – abgesehen von wenigen Spezialfällen wie *Es tut mir leid*. Denn im Jahre 2004 haben die damals noch streng reformgläubigen Kultusminister dem neuen «Rat für Rechtschreibung» – zweifellos auf vorgängiges Ersuchen der Reformer – «verboten», diesen Themenbereich überhaupt anzupacken. So sind in der amtlichen Regelung von 2006 in vielen Fällen ausschliesslich die Reform-

⁸ Die 20. Ausgabe von 1991, die letzte vor der Reform, ist unfreiwillig zu einem Meilenstein geworden, aber auch die Ausgaben von 2000, 2004 und 2006 sind als Referenzwerke immer wieder zu Rate zu ziehen, da die Reformschreibungen rot gedruckt sind. Später wurden sie verdunkelt.

Grossschreibungen erlaubt, und daran hat sich bis heute nichts geändert: *im Übrigen, im Voraus, im/zum Vornherein* (aber nur: *von vornherein*), *im Einzelnen, im Besonderen* (aber weiterhin: *insbesondere*), *nicht im Geringsten, es steht nicht zum Besten, jdn. zum Besten halten, jedes Mal*. In anderen Fällen aber gilt durchaus noch die herkömmliche Kleinschreibung, oder es steht Reform-Grossschreibung als Variante neben herkömmlicher Kleinschreibung. So gilt heute: *die beiden, ein bisschen, vor allem, der Erstere, der Eine/eine, der Andere/andere, der Dritte, zu eigen machen, sein Eigen nennen, bei Weitem/weitem, im Weiteren, ohne Weiteres/weiteres, aufs Beste/beste, ein andermal, ein Mal/einmal*. Eine haarsträubende, völlig konzeptlose Regelung! In jedem einzelnen Fall muss man sich merken, ob das eine, das andere oder beides richtig ist. Wieviel einfacher – und wie modern – war doch die herkömmliche standardmässige Kleinschreibung in all diesen Fällen, die über hundert Jahre lang gegolten hatte!

Die Reformer sind selbstverständlich gar nicht erpicht darauf, sich auf die Wiederaufnahme dieser Fälle einzulassen. So schweigt der «Rat für Rechtschreibung» in diesen Punkten beharrlich. Die Politiker ihrerseits haben spätestens 2006 eingesehen, dass die Reform ein Fehler war, und in so einem Fall gilt bei ihnen bekanntlich die Devise: schönreden, dann totschweigen. Immerhin gibt es ein paar Ausrutscher: Schon im Januar 2006 hat Johanna Wanka, die ehemalige Präsidentin der deutschen Kultusministerkonferenz und heutige Bun-

desministerin für Bildung und Forschung, in einem Interview mit dem «Spiegel» (1/2006) freimütig eingeräumt: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.» Und im «Donaukurier» vom 17. Mai 2013 hat sich schliesslich sogar Hans Zehetmair, bis 2016 Vorsitzender des Rates für deutsche Rechtschreibung und früherer bayerischer Kultusminister, (selbst)kritisch geäussert: «Im Rückblick muss man sagen, dass die Rechtschreibreform kein Ruhmesblatt war und ist, weder für die Politik noch für die Wissenschaft. Der Fehler der Politik war, dass wir uns mit dieser Reform nicht befasst haben.»

Der Ausweg

Als im Frühjahr 2006 bekannt wurde, dass der «Rat» den faulen Kompromiss von «Varianten» zum Prinzip erheben würde, formierte sich in der Schweiz eine der sympathischsten Guerillaorganisationen aller Zeiten mit Namen «Schweizer Orthographische Konferenz» (SOK), die seither – natürlich ohne jede behördliche Unterstützung – mithilft, den Reformern die Freude an ihrem Werk zu vergällen⁹. Ihr erklärtes Ziel ist, wieder zu einer «sprachrichtigen und einheitlichen» deutschen Rechtschreibung zu gelangen, und ihre generelle Empfehlung lautet: «Bei Varianten die herkömmliche!» Im Be-

⁹ S. <http://www.sok.ch> mit viel interessanter Bibliographie, ausgedehnten Wörterlisten und – als Einstieg – dem «Wegweiser» aus der Feder des hier schreibenden Guerillero.

reich Gross- und Kleinschreibung musste Fall für Fall geregelt werden, die SOK gibt aber auch hier fast immer den herkömmlichen Schreibungen den Vorzug, weil diese eben einfacher und sprachlich besser sind. Mit rationalen Argumenten und *Sportsmanship* statt politischem Lobbying und Powerplay hat sich die SOK in der Diskussion sogleich einen Namen weit über die Grenzen der Schweiz hinaus gemacht.

Der Weg zum Ziel wird freilich steinig sein. Nicht nur gibt es nach wie vor starke Widerstände gegen die erwähnten herkömmlichen Kleinschreibungen. Solange viele von ihnen verboten bleiben, kann eine faire Auseinandersetzung und eine freie Entwicklung in die eine oder andere Richtung, wie wir sie bei der Getrennt- und Zusammenschreibung beobachten konnten, gar nicht stattfinden. Die Widerstände sind zudem nicht rational, sondern irrational, weil die Reformer und die meisten seinerzeit involvierten Politiker nicht die menschliche Grösse haben zuzugeben, dass ihre Reform verfehlt war. Und derart motivierte Widerstände sind viel verbissener als objektiv-rationale. Aber auch die heutige Indifferenz weiter Kreise der Rechtschreibung gegenüber, wie sie sich zum Beispiel in der Billigpresse und im Internet manifestiert, muss uns skeptisch in die Zukunft blicken lassen. Immer wieder hört man: «Ich muss mich an die staatlichen Vorgaben halten!» (Lehrer und Staatsangestellte), «Man kann ja ohnehin nicht mehr wissen, wie man schreiben soll!» (Defaitisten), «Ich verlasse mich auf mein Korrekturprogramm, da ich keine Zeit habe, in jedem Fall Nachforschungen anzustellen, ob viel-

leicht eine andere, bessere Schreibung existiert!» (die Faulen und die Gestressten). Dass solche Indifferenz der Sprache und Rechtschreibung gegenüber nicht nur zeitgeistbedingt, sondern auch ganz direkt eine Folge der Reform von 1996 ist, zeigt die Tatsache, dass heute besonders viele Schreibfehler just in den Reformbereichen Gross-/Kleinschreibung und Getrennt-/Zusammenschreibung gemacht werden. Denn genau hier hat die Reform ja das grösste Chaos angerichtet. Die Unsicherheit geht über die reformierten und teils wieder gegenreformierten Fälle weit hinaus, wie die zahllosen Folgefehler auch in durchaus «seriösen» Texten zeigen. Da liest man dann etwa (z. B. im Internet): *vor Allem, Wut entbrannt, Geheimnis voll, Haar sträubend, dunkel blau, zusammen zu packen, zum Wahnsinnig werden bzw. zum wahnsinnig Werden, manch mal bzw. manch Mal, es ist mir Ernst, am Schönsten, am Liebsten, am Schnellsten*, ja sogar – in Analogie zur berühmterbüchtigten Gämse – Schreibungen wie *ausgeränkt, inwändig* und sogar *Weihnachtsgeschänk!* Die Reformer und die Politiker, die diese Reform durchsetzten, sollten angesichts derartiger Kollateralschäden eigentlich wehklagen wie weiland Fausts Zauberlehrling: «Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.» Stattdessen verkünden die einen lautstark den «Rechtschreibfrieden» und verkümmeln sich anschliessend, und die anderen lobbyieren hinter den Kulissen dafür, dass sich möglichst nichts mehr ändert.

Aber es *muss* sich etwas ändern, und zwar vor den Kulissen! Dies wird evident, wenn wir uns nun nochmals dem

Schlagwort «Rechtschreibfrieden» zuwenden! Ein solcher wird erst dann eingekehrt sein, wenn wieder eine einheitliche und sprachrichtige Rechtschreibung herrscht, praktisch ohne Varianten und Inkonsequenzen, und mit dieser auch die genannten Folgefehler wieder zurückgehen und verschwinden. Die Getrennt- und Zusammenschreibung ist auf dem besten Weg dahin. Das Resultat, dies ist längst abzusehen, wird hier die herkömmliche Zusammenschreibung sein. Der «Friede» wird allerdings auch hier erst dann wirklich eintreten, wenn die massgeblichen Institutionen sich aufrufen, von den Reform-Getrenntschreibungen zuerst explizit abzuraten und sie schliesslich gar nicht mehr als Varianten neben den herkömmlichen Schreibungen aufzuführen. In der Gross- und Kleinschreibung (und auch z. B. in der *e/ä*-Schreibung) sind wir wegen der Unterlassungssünde von 2004 noch 15 Jahre im Rückstand. Auch hier müssen zuerst die herkömmlichen Schreibungen wieder gestattet werden, dann heisst es ein paar Jahre warten und beobachten, ob die herkömmliche oder die Reformschreibung in der schreibenden Öffentlichkeit den Sieg davonträgt, und schliesslich muss die unterlegene Variante aus dem Verkehr gezogen werden (immer mit grosszügigen Übergangsfristen). Erst dann wird auch in diesem Bereich der Friede einkehren. Meine Prognose ist, dass sich auch im Bereich der Gross- und Kleinschreibung die herkömmliche Kleinschreibung, sobald sie nicht mehr verboten ist, sofort wieder durchsetzen wird. Sie ist viel einfacher und

zeitgemässer! Und auch der *Gämse* und dem *Gräuel* kann ich keine gute Prognose geben.

Nachdem sich die «Hohe Politik» aber nun einmal eingemischt hat, muss sie jetzt auch den Mut zeigen, ihren Fehler wieder auszubügeln. Sich nach der kosmetischen Reparatur 2006 aus der Verantwortung zu stellen und die Sache einem von vornherein handlungsunfähigen «Rat für Rechtschreibung» zu übergeben zeugt von mangelndem Sachverstand und Verantwortungsbewusstsein. Sie muss nun ein Machtwort sprechen, die herkömmlichen Varianten *in globo* wieder gestatten (auch die herkömmliche β -Regelung!), den «Rat für Rechtschreibung» auflösen und die Wahl der besten Rechtschreibung zuerst einmal vertrauensvoll der schreibenden Öffentlichkeit überlassen. Sie wird sie sehr schnell finden! Auf Empfehlungen sollte aber zunächst konsequent verzichtet werden, und auch die Korrekturprogramme müssten entsprechend instruiert werden. Von mir aus kann der Duden – nach entsprechender Abbitte – seine frühere Rolle wieder übernehmen. Er hat seinerzeit für seinen Erfolg hart arbeiten müssen, hat genau und breit beobachtet und subtil und weitsichtig gelenkt. Vielleicht ist das nötige Know-how dort ja noch vorhanden. Die Politik aber täte gut daran, sich in Zukunft aus dem Thema Rechtschreibung herauszuhalten. In dieser Materie hat das – schreibende und lesende – Volk das Sagen, jedenfalls solange im deutschen Sprachraum demokratisch verfasste Rechtsstaaten herrschen!

„FRIEDE AUF ERDEN!“

Peter Glatthard

Dieser vorweihnachtliche Titel drängt sich mir sogleich auf, wenn ich über das seit langem verfolgte Projekt CH4, das Schweizer Lesebuch mit Texten aus allen vier Sprachregionen, berichten will. Aus verschiedenen äusseren und nicht vorhersehbaren Gründen ist dieses Projekt leider 2019 nicht zum ersehnten Abschluss gekommen. 2020 sollte es jedoch so weit sein.

Auf musikalischen Umwegen habe ich C. F. Meyers Gedicht *Friede auf Erden!* von 1886 entdeckt, das unbedingt ins Lesebuch gehört. Wie kam es dazu?

Seit einigen Jahren singe ich in der Berner Kantorei mit, welche die samstäglichen Vespere im Berner Münster musikalisch umrahmt und auch jedes Jahr an zwei, drei Konzerten auftritt, so auch an den Berner Abendmusiken, die 2019 unter dem Motto „Beschädiget die Erde nicht!“ standen (gem. dem Ruf an die vier „Schutzengel“ aus Offenbarung 7,3). Am 25. Juni trugen wir in diesem Rahmen das spätromantische Chorlied *Friede auf Erden!* vor, in welchem Arnold Schönberg Meyers Gedicht vertont hat.

Lassen Sie zunächst das Gedicht, das inzwischen mehr als 120 Jahre alt ist, unvoreingenommen auf sich einwirken! Anschliessend verrate ich Ihnen einige interessante Details rund um die Entstehung dieses besonderen Weihnachtsgedichtes.

Friede auf Erden

*Da die Hirten ihre Herde
liessen und des Engels Worte
trugen durch die niedre Pforte
zu der Mutter mit dem Kind,
fuhr das himmlische Gesind
fort im Sternenraum zu singen,
fuhr der Himmel fort zu klingen:
«Friede, Friede, auf der Erde!»*

*Seit die Engel so geraten,
o wie viele blut'ge Taten
hat der Streit auf wildem Pferde,
der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
sang der Chor der Geister zingend,
dringlich flehend, leis verklagend:
«Friede, Friede, auf der Erde!»*

*Doch es ist ein ew'ger Glaube,
dass der Schwache nicht zum Raube
jeder frechen Mordgebärde
werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
webt und wirkt in Mord und Grauen,
und ein Reich will sich erbauen,
das den Frieden sucht der Erde.*

Ich zitiere nachfolgend aus dem Osnabrücker Jahrbuch, Frieden und Wissenschaft, 12/2005, das die Beiträge der Osnabrücker Friedensgespräche 2004 enthält (Hrsg. Oberbürgermeister der Stadt Osnabrück und Präsident der Universität Osnabrück). Unter dem Haupttitel Gerechtigkeit vor Gewalt, gefolgt vom Untertitel Im Spannungsfeld zwischen Politik und Ethik, steht dort unter anderem:

Conrad Ferdinand Meyer schrieb das Gedicht [Friede auf Erden!] für die Weihnachtsnummer der Wochenschrift Schorers Familienblatt 1886. Fünf Jahre später schenkte Meyer eine Abschrift des Gedichts der Friedenskämpferin Bertha von Suttner, deren wegweisendes Buch Die Waffen nieder! im Jahre 1889 erschienen war. Sie veröffentlichte das Gedicht auf dem Titelblatt der von ihr herausgegebenen gleichnamigen Zeitschrift. Auf Seite 21 dieses Heftes findet sich ein Briefauszug Meyers mit dem Titel Sympathieerklärung für die Friedensliga abgedruckt. Darin schreibt er:

»Aus innerster Überzeugung erkläre ich mich mit den Zielen jeder Friedensliga einverstanden, in gehorsamer Verehrung unseres erhabenen Meisters aus Nazareth. Hier hat sein Schüler, unser lieber Leo Tolstoi, unwiderleglich recht. Nur glaube ich, dass wir Leute unseres Berufes mehr noch durch unsere langsam, aber sicher durchsickernden Schriften, als durch ver-

einliche Tätigkeit für die gute und grosse Sache ausgerichten können.«

Während sich der Textdichter also als Angehöriger der frühen Friedensbewegung zu erkennen gibt, fehlt für Schönberg ein entsprechender Hinweis in dieser Richtung, und es ist nicht bekannt, warum er ausgerechnet dieses Gedicht zur Vertonung heranzog.

Bertha von Suttner

Wer war diese Friedenskämpferin, die 1905 mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde? Wo und wie hat sie gelebt? Statt über Google und Wikipedia zu suchen, trage ich für einmal die damals neuesten Daten (beachten Sie bitte das Wort „jetzt“!) aus einem Nachschlagewerk zusammen, das 1908 erschien: aus Bd. 15 („Social bis Türken“) von Brockhaus' Konversations-Lexikon! Zur Ergötzung unserer älteren Leserinnen und Leser gebe ich hier den Inhalt des Eintrags „Suttne“ in alter Schreibung wieder [die Aufzählung der Romane und Novellen kürze ich ab und führe nur den ersten und letzten Titel auf]:

Suttner, Bertha von, Schriftstellerin, geb. 9. Juni 1843 in Prag, Tochter des Grafen Franz Kinsky, verheiratete sich 1876 mit dem als Romanschriftsteller bekannten Freiherrn Arthur von S. (geb. 21. Febr. 1850 in Wien, gest. 10. Dez. 1902 auf Schloss Hermannsdorf), lebte mit die-

sem mehrere Jahre in Tiflis und wohnt jetzt auf dem Schlosse Hermannsdorf in Niederösterreich. Von ihren Romanen und Novellen seien genannt: „Inventarium einer Seele“ (Lpz. 1883), [...] „Schach der Qual“ (Dresd. 1899) u. a. Ferner schrieb sie „Das Maschinenzeitalter“ (3. Aufl., Dresd. 1898), „Die Haager Friedenskonferenz, Tagebuchblätter“ (ebd. 1900).

Besonders bekannt ist Bertha von S. durch ihre Bestrebungen für die Verbreitung der Friedensidee. Sie hat die Österreichische Gesellschaft der Friedensfreunde (Wien 1891) ins Leben gerufen und als deren Präsidentin hervorragenden Anteil an den Friedenskongressen Bern ((1892), Antwerpen (1894) und Hamburg (1897) genommen, und ist auch Vicepräsidentin des internationalen Friedensbureaus in Bern. 1905 erhielt sie den Friedensnobelpreis. Die von ihr herausgegebene Monatsschrift „Die Waffen nieder!“ (Dresd. 1892 fg.) dient gleichfalls der Förderung der Friedensbewegung.

Intermezzo: Henry Dunant

Am 10. Dezember, dem Todestag Alfred Nobels, erhielt Dunant ein Telegramm aus Kristiania, dem heutigen Oslo, mit folgender Botschaft: „Das Nobelkomitee des Norwegischen Parlaments hat die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass es den Friedensnobelpreis für 1901 zu halben Teilen Frédéric Passy und Henry Dunant zuerkannt hat.“ Diese über den ganzen Erdball

ausstrahlende Ehrung erfüllte Dunant mit tiefer Genugtuung.

Für die Verleihung an Dunant hatte sich auch die europaweit bekannte Pazifistin und Schriftstellerin Bertha von Suttner eingesetzt, die mit dem Stifter des Nobelpreises, Alfred Nobel, bekannt und 1878 auch eine ganz kurze Zeit dessen Sekretärin war.

Fazit

Dass Conrad Ferdinand Meyer ausdrücklich „mit den Zielen jeder Friedensliga“ einverstanden war und seine Aufgabe darin sah, mit seinen Schriften (dazu gehören m. E. auch seine literarischen Hauptwerke) zum Frieden beizutragen, den er als die „gute und grosse Sache“ bezeichnet, scheint mir höchst bemerkenswert! Dieser Aspekt ist bisher wohl vielen verborgen geblieben. Mir scheint es deshalb umso wichtiger, dieses Gedicht auch der Jugend von heute und morgen in Erinnerung zu rufen. Im vorgesehenen Schweizer Lesebuch soll es jedenfalls den ihm zustehenden Ehrenplatz erhalten!

20. November 2019 pww

CH4, DAS NEUE MEHRSPRACHIGE SCHWEIZER LESEBUCH, NIMMT GESTALT AN

Peter Glatthard

Die mehrsprachige Schweiz hat Anteil an der deutschen, französischen und italienischen Literatur und kann mit einer Spezialität aufwarten, nämlich Werken in den romanischen Idiomen Graubündens. Das neue Lesebuch vereinigt Beispiele aus allen vier Sprachen und bietet für jeden Text auch eine Übersetzung, was den Zugang zu den fremdsprachigen Werken erleichtern wird.

Eckdaten und Themen des Lesebuches

- Texte (auch Gedichte und Chansons) von Schweizer Autorinnen und Autoren in deutscher, französischer, italienischer und rätoromanischer Sprache. Umfang: ca. 200-250 Seiten.
- Auf der linken Seite befindet sich der Originaltext, rechts davon die Übersetzung:
Deutsche Originaltexte sind jeweils ins Französische, anderssprachigen Originaltexte ins Deutsche übersetzt.
- Falls möglich wird den interessierten Lesern und Nutzerinnen (z. B. vom Verlag) zusätzlich eine Internet-Plattform mit Zusatzmaterialien über Autoren, Werke, Verwendungsmöglichkeiten im Unterricht usw. zur Verfügung gestellt.

Hauptthemen der vorgeschlagenen Texte

- 1. Mehrsprachigkeit / Beziehungen zwischen den Sprachregionen**
- 2. Umgang mit in- und ausländischen Minderheiten**
- 3. Konflikte, Kriege und Streben nach Frieden**
- 4. Leben im Alpenraum** (einst und jetzt)
- 5. Gegenwartsprobleme und Zukunftsaussichten**

Diese Themen sollten als roter Faden für das gesamte Werk dienen.

Einige Werke weisen direkte Bezüge zu anderen auf, z. B. E. Hasler, H. Dunant und Y. Z'Graggen oder J. Gotthelf und C. A. Loosli.

Die nachfolgende Liste der **Autoren und Texte** enthält eine summarische Angabe der behandelten Themen, z. B. **[2]** oder **[3, 4]**.

Mögliche Anwendungen von CH4

- Baustein für den Austausch zwischen den Sprachregionen
- Attraktives Buch für interessierte in- und ausländischen Leserinnen und Leser, die Schweizer Texte aus allen vier Sprachregionen kennenlernen möchten.

Titel des Lesebuchs?

Ich habe noch keinen schlüssigen und endgültigen Titel gefunden. Begriffe wie "Panorama" oder "Entdeckungsreise" oder "Tour de Suisse" habe ich hin- und hergewälzt, aber ich

weiss nicht so recht ...

Wir könnten die Titelsuche dem Verlag überlassen. Oder haben vielleicht gerade **Sie** eine gute Idee oder einen Geistesblitz? Teilen Sie uns Ihre Vorschläge unbedingt mit!

Besten Dank für Ihr aktives und kreatives Mitdenken!!

Autoren und Texte

(provisorische Auswahl, in alphabet. Reihenfolge)

Die **unterstrichenen** Autoren und Werke sollten unbedingt Aufnahme im Lesebuch finden, die übrigen falls möglich (innerhalb von 200–250 Seiten).

DEUTSCH

- Therese **Bichsel** (geb. 1956), Die Walserin [2, 4], ev. Schöne Schifferin [4]
- Jeremias **Gotthelf** (1797–1854), Bauernspiegel (z. Thema Verdingkinder) [2]
- Lukas **Hartmann** (geb. 1944), Der Konvoi (Prolog und 1. Kap., S. 7–17) [3].
- Evelyne **Hasler** (geb. 1933), Der Zeitreisende, S. 7–13 [3] / ev. Anna Göldin [2]
- Franz **Hohler** (geb. 1943), Gedicht: "Ungeliebt und frisch gesprochen: Deutsch in der viel sprachigen Schweiz", 2007 [1, 2]; zwei Kurzerzählungen aus Zur Mündung ("Kinderzeichnung" [2, 3] und "Herbst") [3]
- Gottfried **Keller** (1819–1890), ...

- Carl Albert **Loosli** (1877–1959), Anstaltsleben (Rechtfertigung, S. 103–109, Der Neue, S.120–131) [2]); ferner zwei Gedichte: "Unehlig" [2], "Verstedterig" [5]
- Hugo **Lötscher** (1929–2009), Der Waschküchenschlüssel oder Wenn der liebe Gott Schweizer wäre [1]
- **C. F. Meyer** (1825–1898), Huttens letzte Tage (Die Landung / Homo sum / Die Bilderstürmer) [3], Gedicht: Friede auf Erden! [3]
- **E. Y. Meyer** (geb. 1946), Apotheose (Neuenburgersee als Bouillebaisse) [5] / Der Ritt (über J. Gotthelfs Ritt von Bern nach Lützelflüh)
- G. **Strasser** (1854–1912), Gedicht "Abschiedsgruss an die Auswanderer" [4]
- Katharina **Zimmermann** (geb. 1933), Die Furgge (S. 55–67) [2, 3] / Und singe mir ein Lied ("Bergkäse", S. 44–46) [4, 3]
- Huldrich **Zwingli** (1484–1531), Brief an die Eidgenossen [3]

FRANZÖSISCH

- Michel **Bühler** (geb. 1945), Chansons (Ma mère, La Suisse [1] / Les immigrés [2])
- Blaise **Cendrars** (1887–1961), La main coupée (dt. Die rote Lilie): Die Frühlingsoffensive (S.122–125), Plein-de-Soupe (S. 140f.), Meine "Ehrenlegionen" (S. 359–361) [3]
- Jacques **Chessex** (1934–2009), Un juif pour l'exemple, p. 9–17, 45–49, 79–83 / Hosanna
- Charles-Albert **Cingria** (1883–1954), Le parcours du Haut

Rhône (extraits) [1]

- Henri **Dunant** (1828–1910), Un souvenir de Solférino (div. extraits) [3]
- Charles-Ferdinand **Ramuz** (1878–1947), Le domestique de campagne, p. 23–36 (dt. Der Bauernknecht), Derborence, 1. Kap., p. 13–27 (dt. S. 7–17)] [4]
- Michel **Simonet**, (geb. 1953), Une rose et un balai (Itinéraire [1, 2] / Il est cinq heures, Fribourg s'éveille [1]) / Littering [5]
- Yvette **Z'Graggen** (1920–2012), Les années silencieuses (p. 7–30; dt. S. 7–29) [3] / Eclats de vie [3]

ITALIENISCH

- Remo **Fasani** (1922–2011), Gedicht ("L'allarma") [5]
- Plinio **Martini** (1923–1979), Il fondo del sacco, p. 7–20 (dt. S. 7–25) [4]
- Pietro **de Marchi** (geb. 1958), Non lontano da dove (poesia) [3]
- Alberto **Nessi** (geb. 1940), Milò (Salvatore) [3]
- **Giorgio Orelli** (1921–2013), Partita di ritorno / Rückspiel (poesie): Passo della Novena/Nufenenpass p. 68 [1]; In ripa di Tesino p. 200 [2, 4]
- **Giovanni Orelli** (geb. 1928), La festa del Ringraziamento / Ein Fest im Dorf, p. 9–18 [4]
- Fabio **Pusterla** (geb. 1957), Movimenti ascensionali: Le scale di Albogasio (aus: Dum vacat / Solange Zeit bleibt) [4]
- Antonio **Rossi** (geb. 1952), Traghetto sul Reno (poesia) [1]

RÄTOROMANISCH

- Arno **Camenisch** (geb. 1978), Sez Ner (div. Kurzauszüge) [4, 5] / Der letzte Schnee [5]
- Theo **Candinas** (geb. 1960), Gedichte (Romontschs / Confess romontsch) [1]
- Luisa **Famos** (1930–1974), Gedichte (Mumaints / Incuntrads) [4]: Stailas lasü (p. 28) / No duos (p. 30) / Dumpera (p. 34) / Lügl a Ramosch (p. 58). Eu sun naschüda (p. 60) / Saschuns (p. 68–70), Eu sun la randolina
- Oscar **Peer** (1928–2013), La chasa veglia (aus 1. Kap.) [4]
- **Jon Semadeni** (1910–1981), Il giat cotschen / Die rote Katze, S. 6–9 [4]
- Leo **Tuor** (geb. 1959), Cavrein (Kap. I–III, S. 12–22) [4]; Gi-acumbert Nau (S. 14–22) [4]

IST NEU IMMER BESSER?

KRITISCHE FRAGEN ZU DEN SCHULREFORMEN¹⁰

von Prof. Dr. Mario Andreotti, St. Gallen

Frühere Schulreformen von innen heraus

Schulreformen hat es seit Jean Jacques Rousseau und Heinrich Pestalozzi, also seit dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, in fast regelmässigen Abständen immer wieder gegeben. Ich erinnere da beispielsweise an die staatlichen Reformbemühungen zur Zeit der Helvetik um 1800 oder an die pädagogische Revolution gegen die 'alte' Lernschule nach dem Ersten Weltkrieg oder auch nur an das zwischen den Kantonen abgeschlossene Konkordat über die Vereinheitlichung des Schuljahresbeginns anno 1970. All diese Schulreformen hatten zwei 'Dinge' gemeinsam: Zum einen war es stets die Schule selbst, die den Anstoss zu den Reformprozessen gab, und zum andern ging es in der Regel um einzelne Reformen in Teilbereichen des Unterrichts, z.B. um eine Reform des Les- oder Rechenunterrichts in der Volksschule.

Seit den 1990ern: Ansprüche der Wirtschaft

Ganz anders die anfangs der 1990er Jahre eingeleitete, umfassende Schul- und Bildungsreform, bei der es nicht die

Schule selber war, die den Anstoss dazu gegeben hatte. Es waren vielmehr äussere Kräfte, vor allem aus der Wirtschaft - ich denke da etwa an den Dachverband Economiesuisse -, die glaubten, in der Schule ein gewaltiges Reformdefizit festzustellen. Die gestiegenen Ansprüche der Wirtschaft, die Nachfrage nach Arbeitskräften mit höherer Bildung, aber auch die starke Zuwanderung bildungsferner Gruppen und nicht zuletzt die rasch fortschreitende Digitalisierung der Gesellschaft liessen den Eindruck aufkommen, die Schule in ihrer bestehenden Form sei den grundlegenden Veränderungen unserer modernen Welt nicht mehr gewachsen.

So begann denn die Schweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) zu Beginn der 1990er Jahre - ich deutete es bereits an -, eine umfassende Bildungsreform einzuleiten. Studiengruppen und Projekte wurden bis zum «Geht-nicht-mehr» lanciert. Das Ziel dieser Studiengruppen war und ist nicht mehr irgendeine Schulreform, sondern der totale Umbau des ganzen Bildungswesens. Wenn etwa die Vertreter von Economiesuisse fordern, die bisherigen Jahrgangsklassen aufzulösen und durch digitale Leistungsklassen zu ersetzen, so wird ihre Absicht, unsere gewachsenen Schulstrukturen zu demontieren, mehr als deutlich. «Altersdurchmisches Lernen» nennen sie das etwas beschönigend.

Digitalisierung

Die Digitalisierung des Unterrichts ist eines der zentralen Themen, die gegenwärtig die Bildungspolitik und Bildungsreform bestimmen. Zu diesem Schluss kommt der nationale Bil-

¹⁰ Leicht gekürzte Fassung eines Vortrags in Solothurn am 26. September 2019. Die Zwischentitel sind von der Redaktion gesetzt worden.

dungsbericht 2018, den Stefan Wolter, Leiter der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung, vor kurzem vorgelegt hat und der, mit vielen Grafiken und Statistiken ausgestattet, die Basis für die künftige Schweizer Bildungspolitik liefert. Mit der Einführung des Lehrplans 21, auf den ich noch eingehen werde, haben sich die Kantone für die «mediale und digitale Bildung», wie es etwas euphemistisch heisst, fit gemacht, und dies schon auf der Primarstufe. Für das Gymnasium hat die Erziehungsdirektorenkonferenz EDK ein Informatik-Obligatorium beschlossen, das spätestens ab 2022 gesamtschweizerisch in Kraft treten soll. Informatik und Medienkompetenz auf allen Stufen der schulischen Ausbildung umfassend zu verankern gilt für die Bildungsforscher und Reformpädagogen demnach als wegweisend für die Schulen schlechthin. Laptop, Beamer, Tablet, Whiteboard: Digitalität und moderne Techniken verdrängen Altgewohntes wie die Wandtafel aus dem Klassenzimmer. Quer durch alle Stufen sollen die Schülerinnen und Schüler für die Herausforderungen der digitalen Gesellschaft und nicht zuletzt für die Anforderungen des Arbeitsmarktes vorbereitet werden. Das Ganze tarnt sich als Reform, so dass Eltern und selbst Lehrkräfte sich im Glauben wiegen, es handle sich um notwendige Erneuerungen, um einen pädagogischen Fortschritt im Dienste einer verbesserten Bildung. Die Reformen selber kommen so daher, als seien sie völlig alternativlos. Sie suggerieren, es sei Zeit für den Wandel «time for change» - , wer nicht mitmache, sei nicht auf der Höhe der Zeit, sei von gestern. Kritisch

denkende Lehrerinnen und Lehrer werden mit mehr oder weniger sanftem Druck auf die neue Linie gebracht, werden durch Schulleiter und Schulbehörden nicht selten auch direkt eingeschüchtert und gemassregelt. Der Satz, mit dem die Mail eines Thurgauer Oberstufenlehrers an mich schliesst, spricht eine deutliche Sprache. Es heisst da wörtlich: «Leider muss ich Sie bitten, meinen Namen nicht zu verwenden, da ich mit Repressalien rechnen müsste.» Das ist kein Einzelfall. Dazu kommt, dass regelmässige Mitarbeitergespräche und lohnwirksame Mitarbeiterbeurteilungen in erster Linie der Disziplinierung der Lehrkräfte auf ihre neue Rolle dienen sollen.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle ein persönliches Wort. Wer den Wirbelwind an Reformen, den die Schulen hinter sich haben, um angeblich besser zu werden, kritisch betrachtet, ist noch längst kein Ewig-Gestriger. Er weiss um die Notwendigkeit, die bestehenden Lehr- und Lernformen immer wieder auf ihre fachliche und pädagogische Wirkung hin zu überprüfen und den veränderten Bedingungen anzupassen; er weiss aber auch, dass Schulreformen funktionieren, praxistauglich, ja kindgerecht sein müssen - letztlich zum Wohle unserer Jugend.

Die Folgen des Umbruchs

1. Die Rolle des Lehrers

Keine Frage: Der radikale Umbau unseres ganzen Schulsystems hat für die Erziehung und Bildung unserer Schülerinnen und Schüler enorme Konsequenzen. Ging es in der Schule

bisher darum, Kinder zu ganzheitlichen Persönlichkeiten, zu mündigen Bürgern in einer demokratischen Gesellschaft zu erziehen, so geht es heute vielmehr darum, sie zu ökonomiekompatiblen Menschen zu formen. Dazu dient die Einführung von Marktmechanismen. In erster Linie ist hier - ich tönte es schon an - die Digitalisierung der Bildung, des ganzen Unterrichts zu nennen, so dass der Computer den Lehrer z. T. völlig ersetzt und der Lehrer selber zum Lernbegleiter herabgestuft wird, der nur noch als Coach, gleichsam an der Seitenlinie, den Lernprozess begleitet. Das alte, bewährte Klassenzimmer verkommt so zum Grossraumbüro. Interessant ist dabei die neue Sprachregelung: Aus dem Lehrer wird, wie eben gesagt, ein Lernbegleiter, aus dem Schüler ein Lernpartner und aus dem Klassenzimmer ein Input-Raum oder ein Lernatelier. Besonders peinlich dürfte es sein, wenn aus dem altbewährten und für alle Leute verständlichen Begriff «Unterricht» ein globalesisches «Classroom-Management» wird, ein Begriff aus der Wirtschaft notabene.

Im «Beobachter» vom 18. August des vorletzten Jahres, geschätzte Hörerinnen und Hörer, konnte man lesen, die Zukunft der Schule sei digital, Lernen beginne dort, wo Lehren aufhöre. Vor diesem Hintergrund wurden und werden in den einzelnen Kantonen ganze Schulhäuser digital aufgerüstet; Millionen fliessen in die Anschaffung teurer Hard- und Software. Die mächtigen gewinnorientierten Bildungskonzerne drängen in die Schulen, weil sie das grosse Geschäft mit der Digitalisierung wittern. Die öffentliche Bildung droht zu einer

privaten Geldquelle zu verkommen. Und dies umso mehr, als die Investition von Millionenbeträgen in die Informatikbildung von den Regierungen fast ausschliesslich mit wirtschaftlichen Argumenten begründet wird, während pädagogische, psychologische, kindermedizinische und staatspolitische Überlegungen z. T. vollkommen fehlen.

Damit nun aber kein Missverständnis aufkommt: Gegen den Einsatz digitaler Medien, sofern dies nicht schon in der Primarschule geschieht, ist im Grunde nichts einzuwenden. Aber sie dürfen nicht zum Selbstzweck werden, sondern haben als Hilfsmittel vielmehr unterrichtspraktischen und pädagogischen Zielsetzungen zu dienen. Doch genau hier liegt das Problem. Die Digitalisierung wird heute von Bildungsforschern und Politikern ähnlich unreflektiert angepriesen wie seinerzeit die Globalisierung, von der wir nach zwanzig Jahren wissen, welch enorme soziale und kulturelle Schäden sie verursacht hat. Es ist zu befürchten, dass mit der Digitalisierung unserer Schulen Ähnliches passiert.

Die digitalen Medien würden individuelles Lernen ermöglichen und könnten deshalb optimal auf die eigenen Lernfortschritte und die Erfolgskurve abgestimmt werden. So die Befürworter der Digitalisierung, die für die Schule radikale Veränderungen fordern.

2. Individualisierung und soziales Defizit

Dabei übersehen sie, dass die Klasse als soziales Ganzes bei dieser völligen Individualisierung ganz aus dem Blick gerät. Gefördert werden nicht mehr junge Menschen, die rück-

sichtsvoll miteinander umgehen, die lernen, gegenüber der Gemeinschaft Verantwortung zu tragen; gefördert werden vielmehr Individualisten, die in einer virtuellen Parallelwelt leben und dabei die für das Bestehen ihres wirklichen Lebens notwendigen sozialen Kompetenzen kaum noch entwickeln. Lernen in der Schule geschieht in einer Wechselbeziehung zwischen der Lehrperson und den Schülern. Die Digitalisierung der Bildung weist aber in eine ganz andere Richtung: Die Lehrkräfte werden durch Computerprogramme und das Internet ersetzt, werden, wie bereits gesagt, zu Coachs degradiert; sie treten als Wissensvermittler nur noch in kurzen, klassenübergreifenden Inputlektionen in Erscheinung und dürfen danach den Schülern bei der Handhabung der Computer bestenfalls noch Hilfestellung leisten. Die Frage ist, ob sich die künftigen Lehrerinnen und Lehrer mit dieser Rolle des reinen Lernbegleiters begnügen wollen.

Es ist längst kein Geheimnis mehr, dass vor allem junge Männer den Lehrerberuf zunehmend meiden. Offenbar hat sich das Bild der Lehrerpersönlichkeit bei der jungen Generation stark gewandelt. Die Vorstellung, als Lehrerin oder Lehrer vor einer Klasse zu stehen und für sie voll verantwortlich zu sein, wird abgelöst vom Bild des Mannschaftsspielers, der im Team mit andern Lehrkräften die Schüler durch individuelle Lernprogramme jagt, «damit sie die gewünschten standardisierten Tests bestehen, die anstelle der Lehrpersonen die promotionswirksame Beurteilung übernehmen», wie Jürg Brühlmann vom Dachverband der Lehrerinnen und Lehrer wörtlich

schreibt. Das kommt einer schleichenden Entmündigung der Lehrkräfte gleich. Und das Ergebnis: Der Lehrermangel, der vor allem auf der Primar- und der Sekundarstufe I heute schon akut ist, wird sich weiter zuspitzen, zumal in den nächsten Jahren die Schülerzahlen in der Schweiz auf Rekordwerte steigen.

Keine Frage: IT-Techniken und ihre Handhabung sollen im Schulunterricht der Mittel- und Oberstufe thematisiert werden. Das Problem beginnt dort - ich deutete es bereits an -, wo dies völlig unreflektiert, kritiklos geschieht, wo der digitale Unterricht zu einem industriellen Betrieb verkommt, in dem die Interaktion zwischen der Lehrperson und den Schülern nicht mehr spielt. Denn halten wir uns eines vor Augen: Wie gut die Schule funktioniert, hängt auch in Zukunft weder von der Klassengrösse noch von irgendwelchen Unterrichtsmethoden und schon gar nicht vom Computer ab, sondern von der Persönlichkeit tüchtiger Lehrerinnen und Lehrer.

3. Überforderung der Lernenden

Wo aber Lehrer im Unterricht nur noch in kurzen, klassenübergreifenden Inputlektionen in Erscheinung treten und sich ihre Rolle zum reinen Lerncoach hin verändert, da werden die Schüler in sogenannten «Lernateliers» mehr oder weniger sich selbst überlassen. «Selbstorganisiertes Lernen» (SOL) nennt sich diese angeblich neue Lernform. Schon Primarschülern gibt man vor, sie könnten ihren Lernprozess selber steuern. Das setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, über die Kinder noch gar nicht verfügen. Sie fühlen sich allein ge-

lassen, vereinsamen hinter ihren Computern richtiggehend, was Überforderung und Stress auslöst. Selbst Gymnasiasten, vor allem wenn es sich um leistungsschwächere Schüler handelt, bekunden mit selbstorganisiertem Lernen ihre Mühe, wie erste Erfahrungen an Berner Gymnasien gezeigt haben.

Ich habe es bereits gesagt: Es ist die Persönlichkeit der Lehrerin oder des Lehrers, ihre fachliche und pädagogisch-didaktische Kompetenz, die zum Lernerfolg der Schüler entscheidend beiträgt. Und genau diese Lehrerpersönlichkeiten, die den Klassenunterricht, immer wieder ergänzt durch andere Lernformen, souverän gestalten, sollen irgendwelchen, von Computern vorgegebenen, gesichtslosen Unterrichtsprojekten weichen. Ist das die Schule, die wir unseren Kindern und Jugendlichen wünschen?

Wissen und Kompetenz

Befasst man sich zurzeit mit unserem schweizerischen Schulwesen, so stösst man unweigerlich auf den Begriff «Kompetenz». Es ist das neue Zauberwort, das die Lehr- und Studienpläne umkrepeln soll. Die Kompetenztheorie ist die Grundlage für die standardisierten Lernberichte, die selbst Kindergärtnerinnen für jedes Kind ausfüllen müssen: 72 Kreuze auf einer Skala von 1 bis 4. Sie stammt nicht etwa aus der Pädagogik, sondern aus der Ökonomie. In der Wirtschaft wurden Modelle entwickelt, um die Arbeitsleistungen von Mitarbeitenden messbar und vergleichbar zu machen und so deren Einsatz im Unternehmen zu optimieren. Genau diesen Gedanken verfolgt nun auch das Bildungswesen, wie es im neu-

en Lehrplan 21 festgeschrieben ist: Alles, was Schüler lernen, muss unmittelbar brauchbar sein, damit sie erfolgreich Probleme lösen können. Statt in der Schule nur totes Wissen zu pauken, soll doch, so die neue Doktrin, das gelernt werden, was zur Lebenswelt der Schüler gehört, was mit ihren Bedürfnissen und Problemen zu tun hat. Dahinter steckt die Vorstellung der Bildungspolitiker, Wissen sei ein Luxus, der sportliche Bedürfnisse befriedige, im besten Fall ein bisschen Prestige bringe, aber im Alltag kaum verwertbar sei. Was heute zähle, sei nicht Wissen, sondern Kompetenz, lautet ihr *Mantra*: Danach gehört die Welt nicht dem, der weiss, sondern dem, der kann. Und wenn man doch etwas wissen muss: Google macht's leicht. Ein paar Mausclicks genügen, und man hat das Wissen der ganzen Welt auf dem Bildschirm. Darum sollen Schüler und Studenten kein unnötiges Wissen anhäufen, sondern lernen, wie man sich Wissen beschafft - eine Haltung, geschätzte Hörerinnen und Hörer, von der auch der Lehrplan 21 durchdrungen ist. Ein erstaunliches Credo für eine Gesellschaft, die sich als Wissensgesellschaft bezeichnet und Bildung als ihren wichtigsten Rohstoff preist.

Frühfranzösisch und Frühenglisch

Im Zusammenhang mit dem Lehrplan 21 erleben wir seit gut vier Jahren eine erbitterte Debatte über den Fremdsprachenunterricht in der Primarschule. Der Zusammenhalt der Schweiz scheint auf dem Spiel zu stehen. Beim Frühfranzösisch hat die politische Auseinandersetzung zu einem regionalpolitischen Taktieren geführt; beim Frühenglisch geht die

Angst um, in einer globalisierten Welt nicht mehr mithalten zu können. Je früher Kinder eine fremde Sprache lernen, desto besser, heisst es. Das stimmt. Aber nur dann, wenn sie die Sprache auf ihre Weise lernen dürfen, wenn die Sprache in ihren Alltag eingebettet ist, wenn die Kinder ausgedehnte Erfahrungen in einem ständigen sprachlichen Austausch mit den Eltern und mit anderen Bezugspersonen machen können. Diese Art, eine Sprache ganzheitlich zu erlernen, wird in der Linguistik als synthetischer Spracherwerb bezeichnet. Er ist in den ersten Lebensjahren am stärksten, nimmt im Verlaufe der Schulzeit deutlich ab und erschöpft sich in der Pubertät weitgehend. An seine Stelle tritt der analytische Spracherwerb, wie er uns aus der Oberstufe wohlvertraut ist: ein Spracherwerb also, der hauptsächlich im Auswendiglernen von Wörtern und im Erlernen von Grammatikregeln besteht.

Entscheidend ist nun aber, dass bis zum Alter von zwölf Jahren Grammatikregeln, selbst im Deutschunterricht, für die Schüler erfahrungsgemäss ein Buch mit sieben Siegeln sind. Erst mit dem Einsetzen des abstrakten Denkens in der Oberstufe nimmt das bewusste Verständnis für die Gesetzmässigkeiten der Sprache zu. Damit setzt die Fähigkeit zum analytischen Spracherwerb ein. Kindern auf der Primarstufe eine Fremdsprache analytisch beibringen zu wollen, ist, so gesehen, ein pädagogischer Sündenfall.

Sagen wir es für einmal ganz deutlich: Frühenglisch und Frühfranzösisch konnten die Erwartungen, welche die Bildungspolitiker geweckt hatten, nie erfüllen. Berücksichtigt man die Kri-

terien für einen erfolgreichen Spracherwerb, war ein Scheitern unvermeidlich. Hier ein Wort, dort ein Reim, da ein Lied auf Englisch oder Französisch mag für die Kinder unterhaltend und anregend sein, sprachkompetent werden sie dabei nicht. Dafür ist der Fremdsprachenunterricht in der Primarschule mit seiner minimalen Stundendotation - in der Regel zwei bis drei Lektionen pro Woche - viel zu isoliert. Da kommen die Kinder auch mit der grössten Motivation auf keinen grünen Zweig. Es wäre daher höchste Zeit für das Eingeständnis, dass die Primarschule in den letzten rund fünfzehn Jahren einen kostspieligen und nicht kindgerechten pädagogischen Irrweg eingeschlagen hat.

Doch, obwohl umfangreiche Studien und die jahrelangen Erfahrungen der Oberstufen- und Gymnasiallehrkräfte längst gezeigt haben, dass die Frühlerner den Spätlernern sprachlich keineswegs überlegen sind, hält die Allianz aus Bildungspolitik, Verwaltung und vermeintlicher Wissenschaft aus Angst, ihr Gesicht zu verlieren, und befeuert durch enorme Mittel für die Umsetzung, am Frühfremdsprachenkonzept unbeirrt fest. Dabei wird selbst Elementares einfach verdrängt: so etwa die Tatsache, dass in der Deutschschweiz Aufwachsende zuerst die deutsche Hochsprache lernen müssen, bevor sie sich an die Wortformen und die Syntax einer Fremdsprache wagen können. Wer in der Muttersprache argumentieren, einen Text verstehen kann, überträgt diesen Vorteil auf die Fremdsprache. Dagegen wird das Erlernen von Fremdsprachen - das zu sagen ist fast ein

Gemeinplatz - ohne eine gewisse Sicherheit in der Muttersprache viel schwieriger. Es nützt wenig, wenn sich Kinder und Jugendliche in drei oder noch mehr Sprachen nur auf bescheidenstem Niveau ausdrücken können. Halten wir uns doch, meine Damen und Herren, an die Zürcher Anglistin Simone Pfenninger, die in ihrer 2014 veröffentlichten, viel beachteten Langzeitstudie zum Fremdsprachenerwerb zum Schluss kommt, dass man Englisch ohne Verlust in die Oberstufe verschieben kann. Nach ihr gilt ganz allgemein: Besser spät und intensiv als früh und halbhatzig.

Hausaufgaben abschaffen?

Im Zusammenhang mit dem ganzen Umbau unseres Schulsystems sind bekanntlich auch die Hausaufgaben unter Beschuss geraten. Angesichts neuer pädagogischer Ansätze und Unterrichtsformen stellte sich zunehmend die Frage, ob Hausaufgaben noch sinnvoll sind. Es gibt in der Tat eine Reihe bedenkenswerter Argumente, die gegen das Einfordern von Hausaufgaben sprechen. Vor allem drei Argumente sind es, die von den Gegnern von Hausaufgaben, fast durchwegs von Reformpädagogen, immer wieder angeführt werden. Da ist zunächst der Vorwurf der mangelnden Chancengleichheit: Hausaufgaben, so heisst es dann etwa, würden die soziale Ungleichheit im Bildungsprozess verstärken, denn manche Schüler, vor allem aus gut situiertem Hause, bekämen Hilfe von ihren Eltern, während andere auf sich alleine gestellt seien und entsprechend mehr Mühe hätten. Dazu kommt die viel geäusserte Ansicht, Hausaufgaben würden für Schüler

und Eltern eine reine Schikane darstellen. Schliesslich wird auch der Lerneffekt von Hausaufgaben bezweifelt: Sie seien für den Lernerfolg nur von sehr geringem Nutzen, würden im Gegenteil demotivierend wirken.

Das sind durchaus happige Vorwürfe an ein uraltes pädagogisches Instrument, das bereits im 15. Jahrhundert, mit der Entstehung der ersten öffentlichen Schulen, in den Schulordnungen erwähnt wird und das mit der obligatorischen Schulpflicht Ende des 19. Jahrhunderts Eingang in die kantonalen Schulgesetzgebungen findet. Aber die Vorwürfe beruhen teilweise auf falschen Annahmen. Zum einen überzeugt das Argument, Hausaufgaben wirkten selektionierend, förderten die Chancengleichheit, nur halb, denn Eltern, die ihr Kind in seinem Lernprozess unterstützen wollen, würden dies auch ohne Hausaufgaben tun. Einmal abgesehen davon, dass eine absolute Chancengleichheit in der Bildung, wie sie zu den Zielvorstellungen des Lehrplans 21 gehört, eine reine Utopie ist. Und zum andern ist der Vorwurf, Hausaufgaben hätten nur einen geringen Lerneffekt, wirkten vielmehr demotivierend, eine unzulässige Verallgemeinerung. Denn Hausaufgaben können durchaus Erfolgserlebnisse beinhalten, vorausgesetzt, dass sie von der Lehrperson sinnvoll ausgewählt werden und nicht in tägliche stundenlange Plackerei ausarten. Zudem kann im Unterricht Gelerntes in neue Zusammenhänge gebracht und so vom Schüler erst richtig verinnerlicht werden. Dazu kommt, dass Wiederholungen erwiesenermassen eine äusserst wirksame Methode sind, Lerninhalte zu festigen.

Nicht zuletzt stellen Hausaufgaben eine Verbindung zwischen der Schule und dem Elternhaus her. Oder wie es in einem Merkblatt des Kantons Luzern heisst: «Hausaufgaben sind ein Fenster zur Schule und geben den Eltern Einblick, was dort läuft.»

Die Abschaffung der Hausaufgaben, wie sie einige Gemeinden vorgenommen haben, ist im Grunde genommen ein Etikettenschwindel. Sie haben die Hausaufgaben zwar abgeschafft, kompensieren sie aber mit sogenannten «Lernzeiten» während des regulären Unterrichts. Das hat zwar den Vorteil, dass vor allem schwächere Schüler bei Schwierigkeiten die Unterstützung der Lehrperson in Anspruch nehmen können. Das hat aber auch einen nicht zu unterschätzenden Nachteil: Diese «Lernzeiten» führen zu deutlich mehr Unterricht, was den Schülern wiederum an Freizeit und Erholung abgeht und was auch für die Lehrpersonen eine spürbare Mehrbelastung bedeutet, und dies vor allem wenn die bestehenden Schulen in Ganztageschulen umgewandelt werden sollen, wie einige Bildungsexperten schon lange fordern.

Wenn das nach dem römischen Philosophen Seneca abgewandelte Sprichwort «Non scholae, sed vitae discimus» weiterhin gelten soll, muss die Schule alles daransetzen, die jungen Menschen auf das Leben nach der Schulzeit vorzubereiten. Dazu gehören nun einmal auch Hausaufgaben, können die Schüler an ihnen doch verschiedene grundlegendehaltungen üben: Selbstdisziplin, Pflichtbewusstsein, Durchhaltevermögen, Zeitmanagement, aber auch die Fähigkeit, Prob-

leme selbständig zu lösen. Alles Qualitäten, die später in Ausbildung und Beruf gerade im digitalen Zeitalter von unschätzbarem Wert sind.

Reformen im Blindflug

Verehrte Anwesende, liebe Freunde einer guten Schule, seit über zwanzig Jahren dauert nun die ganze, nicht endende Reformflut. Selbst Bildungsforscher können die Frage nach den Ergebnissen dieser Dauerreformatitis nicht beantworten. Auf die Frage an den Bildungsökonom Stefan Wolter, welche Reformen in der Volksschule in den letzten zwanzig Jahren funktioniert haben, lautet seine wörtliche Antwort: «Wir wissen es nicht. Es gibt so gut wie keine wissenschaftlichen Studien über ihre Wirkung.» Das heisst doch nichts anderes, als dass man zwanzig Jahre lang mit riesigem Aufwand an unserem Bildungssystem herumlaboriert hat, ohne die Ergebnisse wirklich zu kennen. Das ist etwa das Gleiche, wie wenn ein Arzt ein Medikament verschreibt, das noch nicht umfassend getestet worden ist, das aber offensichtliche und gefährliche Nebenwirkungen hat. Genau dies - ich wiederhole mich - geschieht seit Jahren an unserer Volksschule, wo eine Allianz aus Bildungspolitik, Schuladministration und Wirtschaft der Volksschule Konzepte aufzwingt, ohne je nach deren Wirksamkeit zu fragen. In Deutschland fällt die Bilanz nach über zehn Jahren Erfahrung mit der Kompetenzorientierung vernichtend aus, wie ich im vergangenen November in Irsee im Allgäu an einer Tagung zu hören bekam. Die Folgen seien ein dramatisches Schwinden von Wissen und Können, ein

massiver Bildungsabbau. Trotz dieser alarmierenden Zeichen und Ergebnisse passen die Deutschschweizer Kantone ihr Bildungswesen den von aussen gesteuerten Reformen an. Schritt für Schritt entfernen sie sich damit von unserer Volksschule – ja, von einer Volksschule, die zu den besten Schulen in ganz Europa gehört hat.

Die Zukunft der Schule nach LP 21

Rekapitulieren wir abschliessend nochmals, wie die Schule der Zukunft aussehen soll: Da werden die Kinder während eines Grossteils ihrer Schulzeit vor einen Computer gesetzt und sich selbst überlassen. Damit soll angeblich die Freude am Lernen gefördert werden. Indessen wissen wir, dass ein wesentlicher Faktor im Lernprozess die Beziehungsebene ist. Wie sollen Kinder nachhaltig lernen, wenn man sie isoliert und wenn jedes von ihnen in einem Grossraumbüro das eigene Programm abspult? Die wohlklingenden «Lernlandschaften» mit dem «selbstorganisierten Lernen», wo die Lernbegleiter ihren Schülern bloss noch Arbeitsblätter zum Selbststudium aushändigen, verunmöglichen es, die wichtige Lernbeziehung der Lehrperson zu den Schülern herzustellen. Erlauben Sie mir, geschätzte Anwesende, dass ich Ihnen ein paar Sätze aus einer E-Mail vorlese, die mir ein ehemaliger Luzerner Sekundarlehrer, Schulleiter und Journalist als Antwort auf meine in der «Luzerner Zeitung» erschienene Kolonne «Lasst sie endlich wieder unterrichten!» am 15. November 2018 gesendet hat. Er schreibt darin wörtlich Folgendes: «Ich war in diesen Tagen als Journalist auf Schulbe-

such in einer Primarschule mit einer Gruppe Kantonspolitiker. Der Lehrer [...] war als solcher nur äusserlich zu erkennen. Selber trat er nie in Aktion; die Schüler, auf dem Boden liegend, von Arbeitsblättern überhäuft, erarbeiteten irgendetwas. Und dann läutete die Pausenglocke.» Da erübrigt sich - meine ich - jeder Kommentar.

Unter den Reformpädagogen gibt es heute bereits Stimmen, die behaupten, digitale Bildung sei in Zukunft ganz ohne die Grundfertigkeiten Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwerben. Belege für diese Behauptung fehlen jedoch. Im Gegenteil: Der Blick auf Kinder mit zum Teil erheblichen Leseschwächen, die zu Lernschwierigkeiten, Schulversagen und letztlich zu Problemen im späteren Erwerbsleben führen, zeichnet ein anderes Bild. Das müsste uns endlich hellhörig machen.

Es ist Zeit für ein Umdenken

Verehrte Anwesende, keine Frage: In der heutigen Bildungspolitik mit ihren unerprobten Schulexperimenten auf Kosten der Kinder ist es höchste Zeit für eine Denkpause, ja für ein Umdenken. Einige Kantone haben dieses Umdenken bereits eingeleitet, haben begonnen, Korrekturen vorzunehmen. So verzichtet beispielsweise der Kanton Nidwalden auf das im Lehrplan 21 hochgelobte, weil angeblich so kreative «Schreiben nach Gehör» und kehrt zur bewährten Rechtschreibung zurück, so dass sich die Schüler von Beginn an die richtige Schreibweise der Wörter einprägen. Weitere Kantone werden folgen - davon ist Bildungschef Res Schmid überzeugt. Im

Nationalrat gibt es Stimmen, die dafür plädieren, die höchst umstrittene Lernmethode landesweit zu verbieten. Und so führt der Kanton Basel-Land die Lehrmittelfreiheit wieder ein, nachdem die strikte nach dem Lehrplan 21 aufgebauten, teilweise aber praxisuntauglichen Lehrmittel zu einem teuren Eklat geführt haben. Andere Kantone wiederum prüfen eine Rückkehr, weg von den isolationistischen Lerninseln, hin zu den alterprobten Kleinklassen, auch wenn das erst unter vorgehaltener Hand gesagt werden darf. Schliesslich werden mit einiger Sicherheit in absehbarer Zeit in jenen Gemeinden, in denen die Hausaufgaben im Rahmen des Lehrplans 21 abgeschafft wurden, wieder eingeführt. Ich erinnere da an das Beispiel von Schwyz, wo vor allem die Eltern 1997 die Wiedereinführung der Hausaufgaben forderten, nachdem man sie nur vier Jahre zuvor abgeschafft hatte.

Ich komme zum Schluss. Viel zu lange schon wurde und wird Bildung drauflos reformiert und deformiert. Reformen über Reformen werden in den Sand gesetzt ohne Produkthaftung jener, die all das, grösstenteils unter dem Einfluss privatwirtschaftlicher Interessen, inszeniert haben. Wir brauchen endlich eine Bildungspolitik und eine Pädagogik, die Probleme löst und nicht dauernd neue schafft.

Die Zwischentitel sind von der Redaktion gesetzt worden.

BUCHBESPRECHUNG

Mario Andreotti: Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache.

Verlag FormatOst 2019, 120 Seiten, ISBN 978-3-03895-013-4, Fr. 28.--.

Unter einem provokanten Titel, der an Sarrazins Bestseller erinnert, hat der Verfasser, der am besten für sein Standardwerk *Die Struktur der modernen Literatur* bekannt ist, eine Reihe von Glossen herausgegeben, die in den letzten Jahren im St. Galler Tagblatt erschienen sind. Diese Beiträge sind sehr lesenswert, weil sie sich dem bildungspolitischen *Mainstream* entgegenstellen und herrschende Lehrmeinungen hinterfragen. Einige der Gedankengänge finden sich auch in Prof. Andreottis kritischer Auseinandersetzung zu Lehrplan 21 in diesem Heft (S. 15-24).

Unsere Gesellschaft leidet seiner Meinung nach unter einem Kulturverlust, weil sie zunehmend die traditionelle Bildung geringschätzt und vernachlässigt zugunsten einer modernen, utilitaristischen Bildung, welche dem praktischen Nutzen in Beruf und Alltag dient und auf historischen „Ballast“ verzichtet. Dabei wird aber Bildung mit Ausbildung verwechselt. Dieser Gesinnungswandel hat großen Einfluss auf die Schule vom Kindergarten bis zur Universität. Angesichts des pluralistischen Charakters der Gesellschaft verzichtet heute die Schule auf die Vermittlung von Idealen und Sinnzusammenhänge auf der Grundlage der christlich-humanistischen Tradition.

Die Fähigkeit, sich autonom mit den Erscheinungen und Ereignissen der Gegenwart zu befassen, setzt aber voraus, dass wir uns auch eingehend mit Geschichte und Literatur früherer Jahrhunderte befassen. Klassische Literatur bietet zudem die beste Gedanken- und Sprachschulung, und indem wir uns auch mit der Geschichte unseres eigenen Landes beschäftigen, lernen wir, wodurch unsere Gesellschaft von heute geprägt worden ist.

In den heutigen Schulen, auch in den Gymnasien, fristet jedoch Geschichte als Fach leider nur noch ein Schattendasein. Auch Deutsch ist mit weniger Lektionen dotiert. Schwerwiegend ist jedoch auch folgendes: Früher konnten sich Gymnasiallehrerinnen und -lehrer darauf verlassen, dass ihre Zöglinge an den Sekundarschulen und Progymnasien in Kenntnis und Anwendung der Regeln der deutschen Sprache streng und konsequent geschult wurden. Sie konnten sich deshalb darauf konzentrieren, Gymnasiastinnen und Gymnasiasten mit Literatur vertraut zu machen und ihnen folgerichtiges Denken und das Verfassen von gut aufgebauten und stilistisch einwandfreien Texten beizubringen. Seit einiger Zeit ist diese Voraussetzung nicht mehr gegeben, und es scheint, dass es oft nicht gelingt, das Verpasste nachzuholen.

Prof. Andreotti kritisiert Sparmaßnahmen, welche nach den Hochschulen zunehmend auch die übrigen Schulen dem Einfluss von Sponsoren aussetzen, und wendet sich gegen die Reformwut der letzten Jahrzehnte. Mit der Bologna-Reform

ist die Studiendauer an den Universitäten nicht kürzer, sondern eher länger geworden. Regelungen bis in Einzelheiten, eine Häufung von Prüfungen und Semesterarbeiten sowie kleinliche Präsenzkontrollen haben eine Jagd auf ECTS-Punkte zur Folge gehabt, die gewachsene Belastung hat den Studenten das freie Lesen von Werken und die Gewinnung eines Überblicks über die Literaturgeschichte, auch über die einzelner Sprachen, gegenüber früher erschwert. Der Lehrplan 21 setzt die Kinder zu früh der Digitalisierung aus und ermöglicht den IT-Unternehmen und Bildungskonzernen ein einträgliches Geschäft. Es geht dem Verfasser letztlich darum, dass in der Schule ein sinnvolles Gleichgewicht zwischen den Fächern aufrechterhalten oder wiedererlangt wird, damit u.a. auch die MINT-Fächer nicht zu kurz kommen.

Dem Lehrplan 21 macht der Verfasser auch zum Vorwurf, dass er die Lehrerinnen und Lehrer degradiert, indem er sie zu bloßen Lernbegleitern herabstuft. Mit dem verordneten selbstorganisierten Lernen sind Schulkinder zumindest auf der Primarstufe, aber auch noch darüber hinaus meistens überfordert. Frontalunterricht ist letztlich effektiver.

Prof. Andreotti bedauert die Vernachlässigung des Italienischen in der Schweiz, einer Landessprache und wichtigen Kultur- und Wirtschaftssprache. Er ärgert sich auch über den fehlenden Einsatz der Deutschsprachigen für die Geltung ihrer Sprache in Europa, welcher zur institutioniellen Bedeutungslosigkeit des Deutschen geführt hat.

WETTBEWERB: WER ERKENNT DIE MUNDARTEN?

Noch heute unterscheiden sich die deutschen Mundarten in der Schweiz und in den alemannischen Nachbarregionen im Ausland von Region zu Region, manchmal sogar von Ort zu Ort. Erkennen Sie die Dialekte, in welchen die Textausschnitte auf S. 27 ff. geschrieben sind? Zu den berndeutschen Beispielen geben Sie bitte auch die Region an: z. B. oberes Emmental, westliches Berner Oberland, Seeland.

Eigenarten eines Dialekts in Texten wiedergeben

Beachten Sie, dass die Schreibung oft nur sehr ungefähr die Lautung wiedergibt. Es geht ja darum, die Texte lesbar zu schreiben: Deshalb lehnt sich die Schreibung mehr oder weniger an das hochdeutsche Schriftbild an und markiert nur einen Teil der lautlichen Eigenheiten. Das setzt aber beim Lesen voraus, dass wir die betreffende Mundart schon einigermaßen im Ohr haben. Einen andern Weg ist man in Luxemburg gegangen, wo in der Schreibung der Abstand von *Lëtzebuergesch* zum Standarddeutschen betont wird. Das führt zu einer Verfremdung für Außenstehende; während geschriebenes Luxemburgisch eher mühsam zu entziffern ist, ist die gesprochene Sprache ziemlich leicht zu verstehen – jedenfalls für Schweizer.

Die Vokalisierung von *l* ist ein Kennzeichen der Mundarten im westlichen Mittelland der deutschen Schweiz: Aus *Milch*, *Wald* und *fülle(n)* wird *Miuch*, *Waud* und *füue*. Diese *l*-

Vokalisierung wird in vielen Texten nicht markiert; erst in den letzten Jahrzehnten ist sie beliebter geworden, sie ist aber der Lesbarkeit nicht förderlich. Die *l*-Vokalisierung wird besonders von Nichtbernern für typisch bernisch gehalten, obwohl sie auch in den Kantonen Freiburg, Solothurn, Aargau und Luzern und sogar in der Innerschweiz weit verbreitet ist. Sie herrscht zwar in ihrem Verbreitungsgebiet vor, auch in den Städten, ist jedoch keineswegs allein herrschend. Besonders das „eigentliche“ Stadtberndeutsch und andere Stadtmundarten sind konservativ und vokalisieren das *l* nicht. Wie stark jemand diese Vokalisierung durchzieht oder vermeidet, war früher ein Standesmerkmal, ist heute jedoch eher eine Frage der persönlichen Wahl. Im gepflegten Liedvortrag wird übrigens nicht vokalisiert: Es heißt *stolz*, *vil(l)*, *Holz* und nicht *stouz*, *viu*, *Houz*:

I bi ne Ämmithaler, u desse bin'i stolz,

Es wachst i üsne Grebe vill saftigs Pfyffholz.

Eigentlich wird im Berndeutschen geschlossenes *i* als *y* geschrieben (*blybe*, *trybe*, *Wy*, *wyß*, *Zyt*), aber das wird nicht von allen Verfassern eingehalten. Es ist ursprünglich ein langes, geschlossenes *i*, welches in den einzelnen Mundarten in unterschiedlichem Umfange vor gewissen Konsonanten gekürzt worden ist. Manchmal sind Schreibungen mehrdeutig: *ie* ist zuweilen entweder als Diphthong zu lesen (*biete*, *nie*, *tief*) oder als offenes kurzes oder langes *i* (*si*, *spile*, *viel*). Dennoch lassen alle zitierten Texte auf die Region schließen, deren Mundart die Verfasser sprechen.

Natürlich ist den Texten auch nicht anzusehen, ob das r apikal (als Zungen-r) oder velar (als Zäpfchen-r) ausgesprochen wird. Die meisten Berner sprechen das r als Zungen-r, auch die Angehörigen der Burgergemeinde Bern. Nur in einem Teil der Burgerfamilien ist das Zäpfchen-r üblich. Flächendeckend ist es weitgehend im Freiburger Sensebezirk und in der Stadt Freiburg zu hören.

Es finden sich in unserer Auswahl auch Beispiele für andere alemannische Dialekte. Alle Texte sind vor 1980 herausgekommen und deshalb weniger abgeschliffen und vermischt als manche neueren Texte; das soll die Bestimmung erleichtern. Beim Lesen treffen wir mit großer Wahrscheinlichkeit Wörter an, welche wir nicht gekannt haben, weil der betreffende Dialekt von unserem eigenen ziemlich stark abweicht. Von Zeit zu Zeit lesen wir auch in unserer eigenen regionalen Mundart Wörter, die uns unbekannt sind oder die wir schon lange nicht mehr gehört und kaum selbst verwendet haben. Wir wünschen viel Vergnügen beim Bestimmen. Vielleicht können Sie den einen oder andern Text sogar einem Verfasser zuordnen. (Zwei der Texte stammen übrigens von Frauen.) Für die besten Lösungen gibt es Preise. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Lösungen stehen dann im nächsten Heft, zusammen mit einigen Erläuterungen.

Senden Sie Ihre Antworten auf einem Blatt oder als Word-Dokument bitte an die Redaktion: R. Wyß, Bachmattstraße 4, 4536 Attiswil oder r.wyss@web.de.

Einsendeschluss ist am 12. Januar 2020.

Lösungsblatt als Vorlage

Text	Region	Evtl. Verfasser
1.		
2.		
3.		
4.		
5.		
6.		
7.		
8.		
9.		
10.		
11.		
12.		

Text 1

Entlig überchunnt ds Johaneßli og sis Täller volls: Raafgchöech, Härdöpfli, es großes Stückii Fliisch un es Redi Grümpelwurscht. Bin alem Ässe liebüüglet's mit der Bratwurscht, wa ganz schinigi Hut het vur Schmutz. „I gluube, i gluube – es zieji mer zwü!“ Dr Att brichtet mit der Mueter var Bredig u daß si fürchten, es weli ganz e lenga Winter gä. D'Chind törfe net rede. Nume mengischt mückt (*müpft*, stößt an) ds Marieji ds Griteli, u das überhet sig z'lache. Jitz git ds Chüngeli der Mueter hurtig em Blick u reckt mit zweie roserote, spitze Fingene i d'Blatta u nimmt es Redi Bratwurscht. Dem Johaneßli blibt vor Etsetzen u Tüübi der Härdöpfel im

Hals stecke – das müesse z'gseh u nüt törfe säge! – aber es wagt's net, jitz wa dr Att grad mit der Mueter iheächt (*einhängt*, diskutiert), eniewis (*neuis*, etwas) wäg der Chalbersuppe. Aber ds Tächti ischt imstand u reckt nug iinisch i d'Blatta!

Text 2

Mit ärschtige (ernsten) Schritten isch Zaugg-Dani em Bahnhofli zuegstabet, dür ds schmale, usgfahrne Wägli us, wo vom Chappeli här vüre fühert i ds Dorf. Er hätt zwar no nit gha z'pressiere; der Sibnizug isch no lang nid nahe gsi. Aber Dani hets prezys glych gha wie die meischten eltere Lüt – wenn si nid e Viertelstund z'früech vor em Wartsaal usse stah, hei si Chummer, der Zug fahri ganzs sicher ohni seie-n-ab.

Wie-n-er da so isch cho z'voyagiere, het men ihm der Burechnächt uf hundert Schritt agseh. Scho d'Alegi („Anlege“, Kleider) het ne vo wytem verrate. Er het e Bchleidig annegha vo währschafte, bruunem Halblyn (Halbleinen), wie-n-er hütigtstags nume no i abglägne Dörfer oder bi eltere, eigelige („eigenlichen“, wunderlichen) Buremanne Moden isch.

Text 3

Am e Dunnschtigzmittag sitzed si au wider ufs Joes Buude. Es nööcherlet etz ghöörig im Winter, goht en raue Lufft; aber gschnäit häts no nid.

Im Joe ischt ufgfalle, da de Fründ der letschte Ziit eso tuch (niedergeschlagen) ischt; er redt fascht nüüt und gsiet au gaar nid guet uus. Hät er ächsch nid tnueng z ässed oder suß Soorge, ischt er amänd chrank? tänkt er und probiert uf all Wiis

und Aarde usse z bringed, wo loos säi. Aber de Peter ruckt nid uus, de ander cha frööge und „hinne ome aapöpperle (anklopfen)“, wen er wott: Come on, have it out! er bringt nüüt zon im usse.

Schließlich macht er ganz ufs Ggrootwol hee: Jaja, wo die Liebe hinfällt, esh chibt ein Loch! Und iez hett en Blinde gsäh, dan er es Tüpfli ufs i funde hät, de Peter isch nämlich root woorde we Chindlimeerroose (*Chindliwehrose*, Pflingstrose). Aber uusrucke wotter au iez no nid. Do fangt en de Fründ aa zänzle: Engeltje – Slängeltje! Nimm dich iacht vor shie!

Bi däne Worte chunnt im Peter nopmänt de Si (*Sinn*, Satz) draan, wa de Grosvatter emol gsaat hät, wo en äär gfrööget hät, wa d Liebi säi; d Liebi, hät er gsaat, säi we e Wüürglangbire, uf der Zunge süeß we s eerscht Chriese, aber dän...!

Text 4

Ig chönnt mer d'Hoor usryße, aber i wett lieber alli Inseli um Australie ufzelle, weder säge, mit was für Worte aß ig ,s Gemma under dr Schueltüre grüebet ha. Aber äs het nit lang Quästins gmacht:

„Seh, chumm – äxgüsi, chööme Sie – i han e chly Tee brocht, gäge ,s Halsweh!“ Und scho het sie 's Chörbli abdeckt, nes bluemets Häfeli, nes Taßli, nes silberigs Löffeli uf e Tisch use gnoh, drwylen aß ig dr Riegel vor der Schueltüre gstoße ha. Sie schänkt y, tuet zwee Zucker i 's Schüsseli und nickt über d'Achsle, aß drü Hooringli über dr Stirne chly ungsänig (eigensinnig) tanzet hei, wie wenn sie wette säge: „Seh, du Stock, gesehsch nit, wo 's use wott?“

Text 5

Bi dene Zite fiert m'r ken Fescht! Awer jetz het's m'r fascht leid wölle tuen for die Kinder. „Üwermorjen isch Wihnachte!“ haw ich zuem Jeanne g'sait, un glich gemerikt, es geht 'm grad wie mir. „Ich glaub, ich will doch e kleins Baimele kaufefe!“ het's gemeint; awer ich hab arig gezwiefelt, ob's noch eins krieje word. „s het awer doch noch ein krejt, nit emol ken so kleins, un jetz han m'r jäschte (eilen) muen for noch fertige ze were. Ich hab in aller G'schwindigkeit Lebkueche gebache, üs Kunschthoni natierlich, un's Jeanne Hirzörnle mit Nusse. D'r Otto het m'r e Stund lang Änesbrötle gerührt un noochere d' Schüssel üsg'schleckt, un am letschte Morje haw ich noch zwei Köjelhöpf gemacht. M'r han jo jetz Wißmehl!

Text 6

D Ryteren isch e verwarlosete Burehof gsi, es bitzeli näbe der Wält, aber gläge, so inere Tüelen (Mulde) inne, schöner nützi nüt. Wohär dä Name cho ischt, chan i nid säge, mi chönnt fascht meine vom Husdach, wo zsälbischt grade eso usgseh het wi ne Ryttere (Sieb).

Die zwöi alte Lütli, wo bis vor kurzem uf däm Heimet gsi sy, hei eifach nüt meh lo mache. Si hei gäng zur Usred gha, für seie tüej es's scho no u si welli nümme go Chöschte ha i ihren alte Tage.

Es het uf däm schöne, aber magere Ländli oben öppe für föif bis sächs Chüe Fueter ggä; i der Chrüpfe het es aber für meh weder vierzg Stuck Löcher gha, un im Baare sy fascht e keini

Seigu me gsi. Es het albe gheisse, der Rytterebuur mües syni Chüe mit de Stilen a d Wang hingerebinge, dass si nid chönni i ds Fuetertenn usespringe.

Text 7

E stargi Hand isch allerdings neetig gsi im Badhysli, und wenn aine maint, es syge-n-alles Aengel gsi, wo im Badhysli verkehrt hän, so isch er suuber uff em Bruederholzwäg. Het zem Byspil aine-n-e Paar neji Schueh aglegt gha fir go z'bade, se het er si nohär nimme bruuche z'sueche; äntwäder het er barfueß haim miese-n-oder's sin a sym Platz Schlurpe gstande, wo vor Hunger 's Muul uffgspeert hän, und aß me kai Uhr und kai Portemonnaie in de Glaider het derfe loh, isch aigetlig sälbverständlig gsi. Der Badmaischter het in derige Fäll d'Voruntersuechig gfiehart und die Verdächtige visitiert; aber vyl isch nie usekoh, was by syner forensische Vorbildig nit verwunderlig gsi isch. Um so wirgigsvoller sin syni administrative Maßnahme gsi. D 'Frequänz vom Badhysli isch in der Buebenabdailig an schuelfreie Nohmidäg mängmol däart gsi, aß me, wenn alli hätte solle Platz ha, die Kärli hätt mies-n-uffenanderbyge. Do het sich der Sutter däwäg ghulfe, aß er numme-n-e gwiß Quantum uff's Mol ynegloh het.

Text 8

A me ne Sonntignomittag im Heuet hand im Ochse zwee Puure n ond de Lehrer mitenand gjasset. S hand d Woche dore gheuet gha, me hät vil ineproocht, ond jetz hand s e chli wöle n usspane. S ischt warm gsi wie scho die ganz Woche n

ond toorschtig (*durstig*). Wenn s d Hand nöd pruuht hand zom Charte n usge, hand s noch em Saftglas (Apfelweinglas) gglanget ond en Schlugg onder em Schnauz dore gschobe. Wo n ene s Jasse vertlaadet (*verleidet*) ischt, send s is Gsprööchle ggroote. S hands vom Heulade gha. De Hanes hät pralet, er lad amel so braat ond so hööch, da n er gad pschnotte (*beschnitten*, knapp) zom Schüürtor ine mög. Emol, wo n er gad no aals, wo uf de Wes (*Wiese*) gsi sei, ufglade hei, sei er mit dem Fueeder überhaupt nüme zom Loch ycho ond hei zerscht müene n en Taal obenabe ryße. Do chöglet (*neckt*) de Heierli: Wa schwätzscht vo große Fueedere? Du häscht e chlys Loch a dim Schüürli, mit eme halbwegs rechte Füederli straaft (*streift*) me scho.

Text 9

Nachtlied

Gueti Nacht!

Wiider ischt e Ddaag vollbracht,
und es chunnt dr lieb Fyroobe,
alli Miede frindtlich z'laabe,
wo iehr Ddaagwerch brav häi gmacht.

Gueti Nacht!

Lue dert oobe, weeli Bbracht!
I dem ghäimnisvolle Dungg
blitzet häiligs Sternegfunggel,
und dr inner Sinn erwacht.

Gueti Nacht!

Degg is, Herr, mit dyner Macht!
Sengg, ach sengg in lyse Schlummer
alli Schmerze, jeede Chummer,
do dys Vateraug so wacht.

Gueti Nacht!

Ball, iher Liebe, isch's vollbracht.
Wemme Staub zue Staub de bettet
und dr Gäischt derthi sich rettet
wo ne ewige Morge lacht –
ohni Nacht...

Text 9

Dry Meitleni syn im Vernachten,
ohni si desse bsunders z'achten,
vun Geisholz abha, diren Wald.
Si schnadellen (zittern), we's o nid chald,
den halbwägs gseh si, vun em Schiirli
etwäg es Liecht old meh es Fiirli,
wa si verweigged (sich bewegt), nen ebchund.
Si firchten ma. Es ischt die Stund,
wa alls unguöta underwägs:
Der Tiifel tanzed mid der Häx.
Schatzgreber süöchen nah nem Gspoor
und Schelme stäh vor Tir und Tor.
Doch, gäb wie alls druber und drunder
wollt gahn, sticht sa halt glych der Gwunder

und dänwäg isch' düö äbe gschehn,
das die Jumpferi ds Nachtvöch gsehn.

Scheen hindren andren, eis, zwei, dry,
geid da en lenga Zug verby.
Sum (engl. *some*, *manche*) syn uf Rossen.
Ander gnepfen (wanken, wackeln) a Stücken.
Me gheerd Stäzfge (Stockspitzen) chlepfen.
Uf Steine chritzed's. Sprangi flygen.
Eina chnupft d'Seiti vun er Gygen.
En Brüüt, mid strüüb zerschrissnem Chranz,
weigged in Hifte si zem Tanz.

...

Text 10

E Halbstand speter fragt der Papa: "Wo isch er jitz wieder, der Fritz?" Und d'Frou Rossignol antwortet: "Aber Franz, wie chanssch nume no frage! Es isch doch Samschtig. Da sy d'Rhenanen im 'Leuen' obe."
"Samschtig!" lachet der Papa, "Samschtig" Säg mr e Tag, wo si nid kneipe. - Nei, I mueß säge, eigetlech begryfen i der Peter i dem Punkt ganz guet."
"Aber los! - I gloube würklech nid, daß der Fritz meh Chance hätti bim Gladys vo Diesbach, wenn er so uf mene bessere Chabisplätz sy Juged würdi verschwitze!"
"Chabisplätz - Lue, das isch es äbe. Mit settige Redesarte machet dir der Peter toub (*taub*, böse). Dir gäbet nicht Achtung."
"I ha no nie vis-à-vis vo ihm vomene Chabisplätz gredt."

"Hofettlech nid; aber sünsch etwütscht (*entwischt*) ech all Ougeblick öppis, wo-n-er drus cha merke, wie gring dir vo nere settige Carrière dänket. Und derby weiß er ja doch, daß mir für üsi Chinder chly uf ihn zelle. - Und de überhoupt das Gladys. Das isch alles rächt und guet; aber öppis mueß der Fritz z'erscht sy, sünsch wott I vo där Gschicht gar nüt wüsse."

Text 11

"Drätti, darf i de z'Mittag ou cho hälfe Trämel zieh?" het der Chlyn gchääret. Am Morgen isch es gsi, gäb er i d'Schuel welle het.

"Jä, du söttisch däich nomittag der Muetter hälfe samschtige! Chönntischt ere Wasser trääge, für z'fäge, u wär no vil Holz z'byge. U am Obe chönntischt afe chly im Stal mache: Abschore, usruumen u yhegä (Futter *hineingeben*)!"

Mueß i jetz wider deheime blybe!" muugget der Chlyn. "I ha jo no nie chönne hälfe Trämel zieh u mi so druuf gfreut gha!" 's Pläären ischt ihm z'vorderisch gsi.

"Wäge myne chan er säuft (*sanft*, wohl, gut) go", redt ihm Müetti z'bescht, "I will scho eleini samschtige! Wenn er doch sövel gärn chäm."

"Nu mira, so chan er cho. Aber am föifi mueß er de ume hei. Die Erwachsene hei mer bis änenum nötig u sött doch afen öpper i Stal!"

Nu, dormit isch der Chlyn wohl zfride gsi. Er het tific (fink, rasch) usgrächnet: Am zwölfi hei us der Schuel, am halbi eis im Flühligrabe nide, macht bis em föifi no vierehalb Stung, das isch e schöne Rung.

Text 12

„Du Schalk dört hinte, meinsch i seh di nit?

Jo, duk di numme nieder, wie de witt!

I ha mers vorgstellt, du wüsch's sy.

Was falle der für Jesten i?" –

„O lueg, vertritt mer mini Sezlig nit!"

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!

Jo, dine Blu[e]me hani z'trinke ge,

und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür

und um mi Lebe wär mer di's nit z'tüür,

und ‚s isch mer o gar sölli wohl und weh.“

So het zum Kätterli der Fridli g'seit,

er het e schweri Lieb im Herze treit,

und hets nit chönne sage iust,

und es het au in sinre Brust

e schüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blü[e]mli a,

's sin numme alli schöne Farbe dra.

Lueg, wie eis gen'nem andre lacht,

in siner holde Frühligs-Tracht,

und do silt scho e flißig Immli dra.“ –

Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?

O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?

Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,

i wär mit dir, wo auch kei Blüemli lacht

und wo kei Immli summt, im Paradis.

“VIELLEICHT ...”

ODER DIE BEScheidenHEIT IM BUNDES RAT

Peter Glatthard-Weber

Wie Sie nachstehend selber feststellen können, dient das kleine Wörtlein «vielleicht» im helvetischen Sprachgebrauch oft dazu, persönliche Bescheidenheit zu signalisieren und sein Gegenüber freundlich und günstig zu stimmen. Viel Vergnügen bei der Lektüre!

Bundesrätin Simonetta Sommaruga

"Vielleicht noch als Bemerkung oder Antwort darauf, dass Herr Nationalrat Amstutz gesagt hat, das Postulat sei nur für den öffentlichen Verkehr, nur für die Busse, und er hätte gerne auch etwas für die Lastwagen oder die privaten Busse: Ich kann Ihnen gerne anbieten – ob das jetzt mit diesem Postulat geschieht oder ob Sie selber noch ein kluges Postulat machen –, das anzuschauen. Ich bin gerne bereit dazu." (11.03.2019)

Bundesrätin Viola Amherd

"In diesem Zusammenhang kann ich vielleicht noch auf die Frage von Herrn Ständerat Hêche eingehen, die sich auf die Reduktion der Ersatzabgabe bezieht." (09.09.2019)

Bundesrätin Karin Keller-Suter

"Eine weitere technische Neuerung im Schengen-Bereich, darauf möchte ich vielleicht noch kurz hinweisen, ist das zukünftige Europäische Reiseinformations- und Genehmigungssystem (Etias)." (19.03.2019)

"Vielleicht noch ein Wort zu jenen, die der Meinung sind, dass das faktisch eine materielle Verbesserung der flankierenden Massnahmen sei, die dann ausreiche." (19.06.2019)

"Die Schweiz ist schon heute in der Agentur* vertreten – das vielleicht zuhanden der Minderheit." (24.09.2019)

* in der Europäische Agentur für das Betriebsmanagement von IT-Grosssystemen (EU-Lisa)

"Ich möchte vielleicht noch kurz in Erinnerung rufen, dass eben das Strafgesetzbuch die entsprechenden Artikel enthält, die bei Folter oder Misshandlung, zum Beispiel bei Mord, Tötung, Körperverletzung, Entführung oder sexuellem Missbrauch, Anwendung finden; das sind allesamt Verbrechen oder Vergehen." (25.09.2019)

Bundesrat Ueli Maurer

"Um vielleicht einige Ängste wegzunehmen: Wir haben in der Zollverwaltung insgesamt 4500 Mitarbeiter. Davon sind 2200 Grenzwächter und 2300 Zollbeamte. Diese haben jetzt eine unterschiedliche Monopolausbildung und werden für ihre Spezialaufgabe ausgebildet. Das bewährt sich in der Praxis immer weniger." (16.09.2019)

"Nun noch zu den Aussichten: Es scheint mir ganz wichtig, dass wir auch einen Blick - vielleicht mindestens auf die nächsten vier Jahre - wagen. Da wird sich die heutige, gute Situation doch leicht verdüstern." (04.12.2019)

Bundesrat Alain Berset

"Allerdings kann ich hier vielleicht noch erwähnen, dass das BAG dank einer Revision der KVV, die am 1. Januar 2018 in

Kraft getreten ist, bereits Kooperationsprogramme zwischen den Grenzkantonen und den Versicherern bewilligen kann. Im Rahmen dieser Programme können die Kosten der in den Nachbarländern erbrachten Leistungen übernommen werden." (26.09.2019)

Bern, 4. Dez. 2019

DEUTSCHE RECHTSCHREIBUNG: VOM OBRIGKEITLICHEN CHAOS ZU EINER VERNÜNFTIGEN ORDNUNG

Zwar hat die Reform der deutschen Rechtschreibung von 1996 samt den Nachbesserungen bis 2006 im Regelwerk einige Vereinfachungen gebracht, doch diese hatten ihren Preis: einerseits mehr statt weniger Großschreibung und fragwürdige Auseinanderschreibung, wie in *jedes Mal*; andererseits eine Reihe von unsinnigen Schreibungen einzelner Wörter, wie etwa *Tollpatsch*, obwohl niemand einen Tolpatsch mit *toll* in Verbindung bringt und das Wort in der Tat auch etymologisch nichts damit zu tun hat.

Die Reform war und ist kein großer Wurf – sie konnte es auch nicht sein, weil zu viele Köche den Brei verdarben. Seither sind auch einige Unsinnigkeiten zurückgenommen worden; außerdem haben sich verschiedene Verlage ihre eigenen Regeln gegeben, so dass heute eine gewisse Unschärfe in den tatsächlich geltenden und angewandten Regeln besteht, auch wenn der Duden nun kostenfrei im Netz zu Rate gezogen werden kann.

Manche Verlage, etwa Rowohlt und Kiepenheuer & Witsch sowie gezwungenermaßen die Schulbuchverlage haben die neuen Regeln übernommen. Die beiden ersteren behalten immerhin oft auf Wunsch der Verfasser die alte Rechtschreibung bei. Reclam lehnt sich an die Empfehlungen der SOK an. Die FAZ, Suhrkamp und Hanser entzogen sich der Reform weitgehend und fuhren damit sehr gut. Selten wünscht einer ihrer Verfasser, dass die neuen Regeln angewandt werden.¹

Für die Schulen ist die modifizierte offizielle Rechtschreibung von 2006 zwar verbindlich, doch wissen alle, die zur Schule gegangen sind, und noch besser wissen es alle Lehrer, dass es im Deutschunterricht wichtigere Aufgaben und schwerwiegendere Probleme gibt als die buchstaben- und kommagetreue Einhaltung der behördlich verordneten Regeln.

Die tatsächliche Bandbreite, die heute besteht, ist an sich kein Unglück, sollte aber deutlich verringert werden. Im Englischen ist es seit je Sache der großen Verlage, über die Rechtschreibung zu wachen. Auch ohne Eingreifen der Regierungen (wie viele würden da mitreden?) ist die Rechtschreibung erstaunlich einheitlich, selbst wenn die Unterschiede zwischen britischen und amerikanischen Gepflogenheiten berücksichtigt werden.

Ähnliches wünschen wir uns auch fürs Deutsche. Die NZZ und die SOK (Schweizerische Orthographische Konferenz) zeigen für die Schweiz den Weg und sind zu ähnlichen Lösungen gekommen.² Allerdings sollte die Sprachgemeinschaft den Mut haben, den Gebrauch von Dreifachkonsonanten zu verwei-

gern und Inkonsequenz in der Schreibung von Wörtern aus dem Griechischen zu vermeiden. Näheres dazu unten.

Die Empfehlung der SOK, Großschreibung auf echte Nomina (Hauptwörter) zu beschränken, ist sinnvoll. Die Getrenntschreibung vieler Wörter, die 1998 befohlen wurde, ist vom Rat für dt. Rechtschreibung mittlerweile reduziert worden. Am besten ist es, ganz darauf zu verzichten.

Wichtig ist, dass für die meisten Wörter einheitliche Schreibungen vorliegen, damit der Lesefluss und der einfache Gebrauch von Wörterbüchern und andern Nachschlagewerken gewährleistet sind. Einzelne Dubletten kann sich die Sprachgemeinschaft dabei schon leisten.

ZU EINZELNEN FRAGEN DER RECHTSCHREIBUNG

Umlaute und Pseudo-Umlaute

Unnötige Änderungen durch die Reform ergeben sich bei ä und e, und hier geben NZZ und SOK richtigerweise Gegensteuer. Der Buchstabe ä ist, lautlich gesehen, im Deutschen eigentlich nur für lange Vokale nötig. *Bären essen Beeren*: Das ä in *Bären* ist in der Standardsprache offener als jenes in *Beeren*. (In Norddeutschland klingt allerdings beides meistens gleich.) Lautgeschichtlich betrachtet ist das ä in *Bär* übrigens kein Umlaut, es ist nicht von einem a abgeleitet, sondern geht auf altgermanisches und indogermanisches e zurück.

Kurzes ä und kurzes e klingen im modernen Hochdeutsch jedoch gleich: z. B. in *ich wende* und *die Wände*.

Die Rechtschreibung orientiert sich im besten Falle an frühere Unterscheidungen in der Aussprache und am etymologischen

Zusammenhang: *mächtig* kommt von *Macht* (Mehrzahl *Mächte*), und dieses *ä* wurde im Mittelalter als sog. Sekundärumlaut überoffen ausgesprochen, so wie in manchen Mundarten noch heute. *Mensch* hingegen ist zwar auch mit *Mann* verwandt, nur ist das den Sprechern gewöhnlich nicht so bewusst, und außerdem handelt es sich dabei um einen früheren Umlaut, der bereits in althochdeutscher Schreibung als *e* greifbar ist und der noch geschlossener war als das alte germanische *e* in *Wetter*. Zum Glück ist es bisher niemandem in den Sinn gekommen, *wecken* durch *wäcken* zu ersetzen, weil es zu *wach* gehört. Wenn also die Schreibung *Mensch* gilt, ist es unsinnig, aus einer *Gemse* eine *Gämse* zu machen. Erst recht töricht ist die offizielle Schreibung *belämmert* für *belemmert*, weil das Wort, wie man vermuten kann, nichts mit *Lamm* zu tun hat, sondern mit *lahm* zusammenhängt. Dies schreibt man zwar mit *a*, doch ist der Zusammenhang zwischen *belemmert* und *lahm* schon deshalb undurchsichtig, weil das hochdeutsche *lahm* bereits seit Jahrhunderten ein langes *a* hat.

Doppelkonsonanten und Dreifachkonsonanten

Leider wird die Frage der Dreifachschreibung von NZZ und SOK nicht abgedeckt. Dreifachschreibung von Konsonanten in zusammengesetzten Wörtern wirkt höchst unelegant; das gibt es in keiner mir bekannten Sprache. Z.B. gibt es das Wort *Pappplakat* (schon vor 1996 mit 3 *p*) auch im Schwedischen, doch wird es da *pappplakat* geschrieben. (S. dazu auch die Beiträge in 1/2019 und 2/2019.)

Das Argument, in zusammengesetzten Wörtern Längen und

Kürzen zuverlässig unterscheiden zu wollen, sticht nicht – in Texten ohne Eszett schon gar nicht. Die deutsche Rechtschreibung macht das Lesen von Texten ziemlich einfach; es ist meistens klar, wie die Wörter zu lesen sind, auch unbekannte. Meistens, aber eben nicht immer. *Trost* und *Blust* haben einen langen Vokal, *Hast* und *Rost* einen kurzen. Dazu kommt, dass schweizerische Sprecher auch in der Standardsprache zwischen kurzem *o* in *Rost* ‚oxidiertes Eisen‘ und langem *o* in *Rost* ‚Gitter, Drahtgeflecht‘ unterscheiden.

Schreiben wir deshalb wieder *Ballettänzer*, *Bestelliste*, *Rolladen*, *Schiffahrt*, *schnellebig*, *Schwimmeister* und *stilllegen*. In all diesen Wörtern sind die ersten Vokale kurz, aber auch die Konsonanten werden im Hochdeutsch nicht oder kaum lang oder doppelt (geminert) gesprochen.

Da das Eszett – abgesehen von der Schweiz, wo es ohnehin kaum mehr verwendet wird, außer im Buchdruck – da also das Eszett im Hochdeutschen zurückgebunden wird, ergeben sich nach den heutigen Regeln des Rats für Rechtschreibung leider neue Dreifachschreibungen wie *Flussschiffahrt* und *Nusssschale*. Als Lösung bietet sich an, in diesen Fällen das Eszett beizubehalten oder nur zwei *s* zu schreiben: *Flußschiffahrt* - *Flussschiffahrt*, *Nußschale* – *Nusschale*. Bei Wörtern wie *Maßstab* bleiben wir von Dreifachkonsonanz verschont, außer eben in der Schweiz, wo es im allgemeinen kein *ß* mehr gibt. Es gibt jedoch einen einfachen Ausweg: *Masstab*.

Griechisch-lateinisches *ph* und *th*

Schwer tun wir uns im Deutschen seit Jahren mit der Schrei-

bung von Wörtern, die aus dem Griechischen entlehnt oder mit griechischen Elementen gebildet worden sind. Da haben es sich andere Sprachgemeinschaften einfacher gemacht: Im Spanischen und Italienischen sowie etwa im Schwedischen und Norwegischen sind *ph* durch *p* und *th* konsequent durch *t* ersetzt worden: Philosophie heißt *filosofia* bzw. *filosofi*, Theologie *teologia* bzw. *teologi*.

Einen inkonsequenten Mittelweg hat das Niederländische beschritten. *ph* ist verschwunden, aber es bleibt meistens bei *th*, so in *theater* und *theologie*. Allerdings wird hartnäckig an den Wortschöpfungen des späten 16. Jahrhunderts festgehalten, den Lehnwörtern *filosofie* und *fysica* werden *wijsbegeerte* und *natuurkunde* vorgezogen, und anstelle von *theater* und *theologie* heißt es gewöhnlich *schouwburg* und *godgeleerdheid*. Doubletten wie in *apotheek/apoteek* sind eher die Ausnahme.

Im Englischen und Französischen wurde die Schreibung zwar im 18. Jahrhundert vereinheitlicht. Sie basierte aber im Englischen im wesentlichen auf dem Lautstand des späten 15. Jahrhunderts, als Caxton Bücher in englischer Sprache zu drucken begann (1474/1476). Schon im 17. Jahrhundert hätte eine Rechtschreibung, die sich an der Phonetik orientierte, einen Bruch mit der bisherigen Schreibtradition bedeutet. Deshalb ist die englische Orthographie so konservativ; kaum jemandem käme es in den Sinn, das *ph* in *elephant* oder *telephone* durch *f* zu ersetzen. Auch das Französische hält an einem älteren Lautstand fest, u. a. um Homonyme (gleichlau-

tende Wörter mit unterschiedlicher Bedeutung) von einander zu unterscheiden, z.B. *champ* und *chant*. Deshalb spielt die Etymologie (also die Herkunft) der Wörter auch im Französischen eine große Rolle. Die Rechtschreibung ist also in beiden Sprachen schwierig, weil sie nicht weitgehend von der Aussprache abgeleitet werden kann. Im Gegensatz zum Englischen ergeben sich im Französischen allerdings beim Lesen von Texten kaum Schwierigkeiten, da die Lautung der Wörter in eine überblickbare Anzahl Regeln gefasst werden kann.

Im Deutschen nun haben wir keine eindeutige Regel, wie wir mit griechischen Lehnwörtern oder aus griechischen Bestandteilen geschaffenen Wörtern umgehen sollen. Zu erkennen ist bloß eine zögerliche Neigung, oft verwendete Wörter vom *ph* zu reinigen: *Telefon* statt *Telephon*, *Grafik* statt *Graphik*. Viel weiter bringt uns das nicht, weil *Phonetik* und *Phonologie* dann doch noch beim *ph* bleiben. Ziemlich lächerlich wird es, wenn der DUDEN die Schreibung *Orthografie* vorzieht, sich also einmal nach der lateinischen Umschrift *th* von griechischem θ richtet (ursprünglich übrigens ein aspiriertes /t^h/ wie das *t* im modernen Deutsch), ein andermal nach der im Deutschen üblichen Schreibung des Phonems /f/ für Griechisch Φ (ursprünglich ein aspiriertes p^h). Konsequent ist nur entweder eine Beibehaltung der Schreibungen mit *th* und *ph* in Lehnwörtern aus dem Griechischen - oder dann eine radikale Schreibung mit *t* und *f*. Im Deutschen ist letzteres jedoch unwahrscheinlich. So prestigeträchtige Wörter wie *Philosophie*, *Philologie* und *Physik*, *Theologie*, *Theorie* und *Theater* sowie

Apotheke und *Bibliothek* wird man wohl auch in Zukunft mit *ph* und *th* schreiben und nicht mit *f* und *t*.

Der Sonderfall y

Im Falle von y hat sich in der deutschen Sprachgemeinschaft weitgehend die frühere Aussprache als kurzes oder langes /i/ der Schreibung angepasst; *Physik*, *System* und *Asyl* werden wie im Altgriechischen als kurzes oder langes /ü/ ausgesprochen. Dieser Lautwandel hat die Schweiz allerdings nur teilweise erfasst. Wo sich im Deutschen allgemein die Aussprache /i/ durchgesetzt hat, wird heute in der Regel auch i geschrieben: *Oxid* anstelle von *Oxyd*.

rww

1) <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2003/0801/tagesthema/0007/index.html>

2) Webseiten dazu:

http://www.nzz.ch/nachrichten/panorama/rechtschreibreform_nzz_1.570758.html

http://www.sok.ch/index___id=woerterlisten!einleitung.html

3) Großen Anteil daran hatte im Französischen der *Dictionnaire de l'Académie Française* (1. Aufl. 1695) und im Englischen Samuel Johnsons *Dictionary of the English Language* (1755).

<http://bbouillon.free.fr/univ/hl/Fichiers/Cours/orthog.htm>

<http://spellingsociety.org/history#/page/1>

https://de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%BChneuenglische_Vokalverschiebung

E. J. Dobson: *English Pronunciation 1500-1700*. 2. Auflage, 2 Bnde, Clarendon Press, Oxford 1968.

IMPRESSUM:

Herausgeber Verein Sprachkreis Deutsch SKD
CH-3000 Bern (ist kein Postfach!)

Telefon 078 617 84 41 oder 076 345 78 60

Redaktion und Gestaltung R. Wyß
r.wyss@web.de
Tel. 076 345 78 60

Druckerei Herren Druck, Nidau
Auflage 800

Prüfexemplare der SKD-Mitteilungen sind kostenlos erhältlich beim Verein SKD, 3000 Bern, solange der Vorrat reicht.

Sprachkreis Deutsch (Bubenberg-Gesellschaft), Bern

E-Post info@sprachkreis-deutsch.ch

Mitgliedsbeitrag CHF 40

Postkonto SKD 30-36930-7
IBAN: CH20 0900 0000 3003 6930 7
SWIFT: POFICHBEXXX

Copyright für alle Texte bei den Verfassern, für die Bilder ohne Quellenangaben bei R. Wyß.

Netzauftritt sprachen.be, bernerland.ch

Rückseite: *Rheinfall bei Neuhausen*



Sprachkreis Deutsch / Bubenberg-Gesellschaft Bern
Schweizer Orthographische Konferenz SOK
Schweizer Sprachberatung SSB

sprachen.be, bernerland.ch
sok.ch

schweizer-sprachberatung.ch, Auskunft unter anfrage@schweizer-sprachberatung.ch